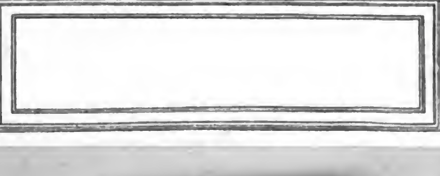
RUSSISCHE BAUERN

graf Leo Tolstoy




SIGILLVM·VNIVERSITATIS·CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Russische Bauern.

Von

Graf Leo Tolstoy.



Deutsch von Ernst von Glehn.

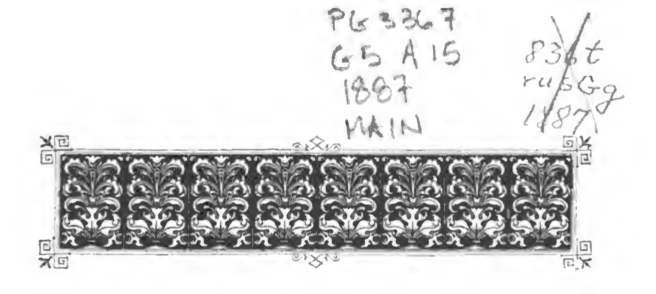


Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1887.

Inhalt.







Zwei Greise.

Evang. Johannis 4, 19—24.

I.

Zwei Greise hatten sich vorgenommen, Gott an den heiligen Stätten von Jerusalem anzubeten. Der Eine war ein wohlhabender Bauersmann; er hieß Jefim Tarassitsch Scheweleff. Der Andere war ein Bäuerlein von wenig Hab und Gut, Elisa Bodrow mit Namen.

Jefim war ein Mann von gesetztem Wesen, er trank keinen Branntwein, rauchte keinen Tabak, schnupfte nicht, hatte sein Lebtag kein garstiges Wort in den Mund genommen, hielt sich allezeit als Mensch von strengen Sitten und solidem Charakter. Zwei Termine hatte er als Aeltester gedient und war makellos aus dem Amt geschieden. Seine Familie gehörte zu den großen: zwei verheirathete Söhne mit Kindern — und alle zusammen in einem Haus. Aeußerlich war er eine stattliche Erscheinung, trug einen üppigen Vollbart, hielt sich stramm wie ein Soldat, hatte bei nahezu 70 Jahren nur einen

Schimmer von Silbergrau im Haar. — Elisa war ein Alterchen, so in der Mitte zwischen Reich und Arm, der in jüngeren Jahren auf Zimmermannsarbeit ausgegangen, gegen die alten Tage aber mehr und mehr daheim geblieben, um sich der Bienenzucht zu widmen. Einer von seinen zwei Söhnen suchte sein Glück in der Fremde, der andere war daheim. Elisa war ein Mensch von heiterem Sinn und gutem Herzen. Er trank gern ein Gläschen Branntwein, schnupfte Tabak und hatte Freude am Liedersang; doch er war ein friedfertiger Geselle, lebte immer mit Nachbarn und Hausgenossen in Liebe und Eintracht. Von Gestalt war Elisa ein Bäuerlein von mittlerem Wuchs, mit kupferbrauner Gesichtsfarbe, einem dunklen Krausbart und, — ebenso wie sein Namensheiliger, der Prophet Elisa — mit einer Glatze über den ganzen Schädel.

Schon längst hatten die Beiden sich's zugelobt und mit einander ausgemacht, daß sie zusammen pilgern wollten, doch immer wieder konnte Tarassitsch nicht loskommen, da ihn Geschäfte von mancherlei Art in Anspruch nahmen. Kaum war Eines erledigt, gleich gab's ein Anderes; einmal die Brautwerbung für den Enkel, dann das Erwarten seines Jüngsten von den Soldaten heim, oder die Noth, ein neues Nebenhaus zu bauen . . .

An einem Feiertag kamen die Alten zusammen, nahmen Seit' an Seite Platz auf einem Balken. „Wie steht's, Gevatterchen," nahm Elisa das Wort, „wann sollen wir uns aufmachen, das Gelöbniß zu erfüllen?"

Jefim runzelte die Stirn. „Wir müssen noch eine Weile uns gedulden,“ sagte er; „ich habe heuer ein schweres Jahr. Habe mir in den Kopf gesetzt, das neue Haus fertig zu bauen; ich meinte, so etwas über ein Hundert würde ich daran rücken, und jetzt geht es schon über das dritte hinaus. Und immer ist kein Ende abzusehen. Ich sehe wohl, daß ich vor dem Sommer nicht fertig werde. Doch wenn der Sommer da ist, geschehe Gottes Wille; dann wollen wir bestimmt auf die Reise gehen.“

„Meines Erachtens,“ bemerkte Elisa, „sollten wir das Vorhaben nicht länger aufschieben gerade jetzt uns aufmachen. Der Frühling ist die beste Zeit.“

„Die Jahreszeit ist freilich gut, aber das Werk ist angefangen — wie kann ich den Bau im Stich lassen?“

„Hast Du denn keinen Helfer? Dein Sohn soll das Werk weiter führen.“

„Aber wie wird er es führen? Mein Aeltester ist kein zuverlässiger Mensch — er ist dem Trunk ergeben.“

„Wir werden sterben, Gevatterchen, sie werden auch ohne uns weiter leben. Der Sohn will auch einmal versuchen, auf eigenen Füßen zu stehen.“

„Wohl, Gevatter, aber ich habe keine Ruhe, wenn das Werk nicht unter meinen Augen vorgeht.“

„Ach, lieber Bruder! Alle Werke wirst Du gewiß nicht zu Ende führen. Schau, ich will Dir ein Bild davon geben: jüngst scheuerten und putzten die Weiber in meinem Haus zum Feiertag, des Schaffens war kein

Ende; bald hier, bald dort gab es noch schön zu machen, alle Arbeit war nicht zu verrichten. Da bemerkte meine älteste Schwiegertochter (ein helles Köpfchen) treffend: „Gottlob, daß der Festtag heranrückt, ohne auf uns zu warten; denn wir," sagt sie, „würden ja bei allem Fleiß doch nie zu Ende kommen mit dieser Putzerei."

Das gab Tarassitsch zu denken. — „Viel Geld," sagte er nach einer Pause, „habe ich verausgabt für den Bau; und auf die weite Reise kann man ja nicht mit leeren Händen. Hundert Rubel sind keine Kleinigkeit."

Elisa lachte auf. „Laß Du von der Sünde, Gevatterchen," bemerkte er treuherzig. „An Hab und Gut hast Du zehnmal so viel, wie ich armer Schlucker. Und Du redest mir von dem Gelde. Sage Du nur, wann wir aufbrechen. Ich habe kein Geld, aber es soll mir nicht fehlen."

Jetzt zeigte Tarassitsch ein schalkhaftes Lächeln. „Schau, schau — auf einmal ein reicher Mann geworden," spöttelte er, „wo willst Du die Summe hernehmen?"

„Zuerst 'mal daheim ein wenig aufkramen — wird sich schon etwas finden; und wird das zu wenig sein — etwa zehn Bienenstöcke will ich dem Nachbar abtreten; er bittet mich schon lange darum."

„Es wird aber ein gutes Schwarmjahr geben, und es wird Dich gereuen . . ."

„Gereuen? Nein, Gevatterchen! In meinem ganzen Leben hat mich gar nichts außer meinen Sünden gereut. Nichts ist mir theurer als die Seele."

„Darin hast Du wieder Recht, aber es thut uns doch weh, wenn es zu Hause nicht gut steht."

„Und wenn es in unserer Seele nicht gut steht, da thut es noch mehr weh. Wir haben einmal das Gelübde gethan — also gehen wir, wahrhaftig, gehen wir!"

II.

Elisa hatte den alten Freund bekehrt. Stunden lang grübelte Jefim in der Stille, und den andern Morgen kam er zu Elisa.

„Wohlan, Gevatter," sagt er, „ich bin bereit, Du hast mir die Augen geöffnet. Leben und Sterben liegt ja in Gottes Hand. So lang wir noch rüstig sind und lebensfroh, sollen wir pilgern."

Nach einer Woche machten sich die Greise auf den Weg.

Jefim Tarassitsch hatte Geld genug zu Hause. Hundert und neunzig Rubel nahm er auf die Reise mit, zweihundert Rubel ließ er dem Weibe zurück.

Elisa wurde auch gut fertig: er verkaufte seinem Nachbar zehn Bienenstöcke, von der Ausstellung weg. Auch junge Brut, soviel von zehn Stöcken zu gewinnen, sollte der Nachbar haben. Für Alles nahm Elisa siebzig Rubel. Die noch fehlenden dreißig Rubel sammelte er daheim, von Jedem ein kleines Opfer bittend: sein Weib gab ihm all ihr sauer Erspartes — es war für den Todesfall aufgehoben — die Schwiegertochter gab auch, was sie hatte.

Jefim Tarassitsch gab alle Geschäfte des Hauses in die Hände seines Aeltesten: sorglich that er ihm anbe-

fehlen, wo und wie viel zum Heumachen zu nehmen, wohin Dünger abzuführen, wie das Haus herzurichten, wie das Dach zu machen. Jedes Ding hatte er mit Fleiß bedacht. — Elisa hingegen legte nur seiner Alten an's Herz, daß sie von den verkauften Bienenstöcken die junge Brut gesondert lege, damit der Nachbar ohne Falsch das Seine erhalte. Ueber häusliche Angelegenheiten gab er ihr keinerlei Weisungen: aus den Sachen selbst, meint' er, sollst Du ersehen, was und wie man zu schaffen hat. Selbst einmal Herrin sein: Alles machen, wie es Dir am besten gefällt.

Die Greise machten sich reisefertig. Ihre Angehörigen buken Honigkuchen, nähten Reisesäckchen, schnitten neue Fußläppchen zurecht, kauften neue Halbstiefel, sorgten auch für Ersatzschuhe auf den Nothfall — und endlich kam die Scheidestunde. Die Angehörigen gaben den greisen Pilgern das Geleit bis in das freie Feld, dort nahmen sie Abschied, und fort wanderten die Alten rüstig in die weite Welt.

Elisa schritt frohen Sinnes und leichten Herzens aus dem heimathlichen Dorf hinaus, alle kleinen Sorgen und Bedenken hinter sich lassend. All sein Sinnen und Trachten war dahin gerichtet, dem theuren Weggenossen dienstbar und gefällig sich zu erweisen, und daß er ja kein häßliches Wort mehr auf die Zunge nehme, sondern in Liebe und Frömmigkeit bis an das heilige Ziel gelange und wieder heim. Mit sanftem Lächeln geht Elisa seines Wegs, und fleißig murmelt er leise Gebete vor sich hin, oder Stellen aus dem „Lebenslauf der Heiligen,“

so gut er's versteht, alles auswendig hersagend. Und trifft er unterwegs mit einem Wanderer zusammen, oder weilt er im Nachtquartier — mit Jedermann sucht er in herzlicher Liebe und Brüderlichkeit zu verkehren und nur gottgefällige Reden zu führen. So wallt er hin — ein Pilger frohen Herzens. —

Eines nur konnte Elisa nicht über sich gewinnen. Er hatte sich vorgenommen, das Tabakschnupfen zu lassen, und darum sein Döschen aus Birkenrinde zu Hause „vergessen." Aber das Ding war leichter gesagt, als gethan. Unterwegs bot ihm ein Wanderer ein Prischen an. Elisa kämpfte einen Augenblick — dann erlag er der Versuchung, blieb etwas zurück hinter dem Gefährten, daß ihn die Sünde nicht ärgere, und schnupfte wieder einmal.

Auch Jefim Tarassitsch schritt wacker auf das heilige Ziel, — treu und fest, ohne ein sündhaftes Beginnen, ohne ein müßiges Wort; allein im Herzen spürt' er nicht jene Freudigkeit und das leichte Himmelauf. Die Sorge um die Sachen zu Haus will ihm nicht aus dem Sinn. Immer wieder muß er in Gedanken sich malen, was sie daheim wohl treiben. Ob der Sohn dies oder jenes anzuordnen vergessen, ob er die Sachen auch recht mache. Sieht er unterwegs Kartoffeln stecken oder Dünger fahren, gleich plagt ihn die Sorge: ob ihn der Sohn auch recht verstanden. Es läßt ihm keine Ruhe, daß er am liebsten gleich heimkehren möchte, um überall selbst nach dem Rechten zu sehen und Hand anzulegen.

III.

Fünf Wochen waren die Greise gewandert, das Schuhwerk von Hause hatten sie ausgetreten, mußten sich neues anschaffen. Da kamen sie zu den Kleinrussen. Wie sie aus der Heimath gegangen, hatten sie für Nachtlager und Kost von ihrem Gelde bezahlt; im Lande der Kleinrussen aber wetteiferten die Dorfleutchen, sie in ihren Hütten gastlich aufzunehmen. Man gab ihnen Speise und Trank und gute Herberge, wollte nichts von Bezahlung hören, füllte noch die Säckchen mit Brod auf die Wanderschaft, schob wohl auch kleine Kuchen mit unter. So hatten die alten Knaben freies Fortkommen durch etliche hundert Werst. Wieder hatten sie ein Gouvernement hinter sich gelassen, da kamen sie in ein unfruchtbares Land. — Zwar wurden sie willig aufgenommen, für das Nachtlager wurde kein Geld verlangt, aber Speise und Wegzehrung wurde nicht mehr gereicht. Ueberall klagte man über Brodmangel: nicht selten war auch für gutes Geld nichts zu haben. „Voriges Jahr," klagte das Volk, „haben wir nichts geerntet. Wohl Mancher, der im Reichthum lebte, kam auf den Hund, mußte Alles verkaufen; Andere, die eben das Auskommen hatten — sanken in bittere Armuth; und die armen Teufel suchten ihr Heil in der weiten Welt, oder betteln jetzt von Haus zu Haus, wenn sie das Jammerleben daheim nicht mehr ertragen. Im Winter haben sie Spreu und Melde gegessen."

Einmal hatten die Greise in einem kleinen Orte genächtigt. Da kauften sie fünfzehn Pfund frisches Brod,

machten sich marschbereit und brachen vor Tagesgrauen auf, um vor der Mittagsgluth eine tüchtige Strecke wegzulegen. Zehn Werst marschirten sie ab, da gelangten sie an ein Flüßchen, kauerten sich nieder, schöpften Wasser in die Becherlein, tranken es zu dem Brod, erquickten sich und wechselten die Fußbekleidung. Ein Weilchen hielten sie Rast, neue Kräfte zu sammeln. Elisa holte ein Döschen hervor. Dazu schüttelte Jefim Tarassitsch ärgerlich den Kopf: „Was muß ich sehen!“ rief er aus; „von dieser Abscheulichkeit willst Du nicht ablassen?“

Elisa machte eine Bewegung der Abwehr mit der Hand. „Ueberwältigt,“ sagt er, „hat mich das sündige Gelüst, — was ist der Mensch!“

Darauf erhoben sie sich und schritten fürbaß. Und weitere zehn Werst legten sie zurück. Da kamen sie in ein großes Dorf, ihr Weg führte mitten hindurch. Es war drückend heiß geworden, Elisa fühlte sich arg erschöpft, hatte Verlangen auszuruhen und seinen Durst zu stillen; doch Tarassitsch wollte keine Zeit verlieren. Tarassitsch war ein wackerer Fußgänger, Elisa hatte viele Noth, sich hinter ihm fortzuschleppen.

„Mich plagt der Durst,“ winkt er dem Freunde.

„So geh' und stille ihn. Ich habe keinen Durst.“

Elisa blieb stehen.

„Du sollst aber nicht warten auf mich,“ sagte er begütigend: „ich will nur flink in jene Hütte dort, einen guten Schluck zu nehmen. Erfrischt und mit neuer Kraft, bin ich bald wieder bei Dir.“

„Schön,“ sagt der Andere. — Und da schritt Jefim

Tarassitsch allein auf der Straße fort, während Elisa nach einem der Hüttchen seine Schritte lenkte.

Ein kleines, mit Lehm beworfenes Häuschen war es, zu welchem er herantrat; unten schwärzlich, oben weißlich, an vielen Stellen der Lehm abgeschält — wohl schon gar lange her, daß der Bewurf gemacht; das Dach auf einer Seite abgedeckt. Der Eingang in die Hütte lag im Hof. Elisa betrat den Hof. Auf einem Erdaufwurf sah er da einen Menschen liegen; ein kranker abgezehrter Mensch war es, ohne Bart, das Hemd in den Hosen — wie es bei den Kleinrussen der Brauch. Der Mann hatte sich offenbar hier in's Kühle gelegt, und da war die Sonne gekommen, traf ihn mit heißen Strahlen. Und er lag da mit offenen Augen. Elisa rief ihn an, um einen Trunk bittend — der Mann gab keine Antwort. Entweder krank, oder unsanften Herzens — dachte Elisa bei sich und näherte sich der Thür. Aus dem Innern schallt zweistimmiges Kindergeheul an sein Ohr. Er faßt den Thürring und klopft einmal an. „Wirthsleute!“ — Keine Antwort. Er klopft noch einmal an mit seinem Stab. „Getaufte!“ — Keine Regung. „Knechte Gottes!“ — Keine Gegenrede. Schon im Begriff, von dieser ungastlichen Thür sich zu entfernen, hört er hinter derselben ergreifende Laute, so wie ein schmerzvolles Stöhnen. „Ob wohl den Leuten da innen ein Unglück zugestoßen? Sollst doch 'mal nachsehen!“ Und Elisa war schnell gefaßt, in die Hütte zu treten.

IV.

Er drehte den Ring herum — die Thür war offen. Elisa betrat einen engen Flur. Die Zimmerthür war nur angelehnt; er trat in die Stube. Links — der Ofen; der Thür gegenüber — der Ehrenplatz; dort in der Ecke ein Tisch und darüber der Heiligenschrein; vor dem Tisch — eine Bank; auf der Bank, nur mit einem Hemde bekleidet, sitzt ein altes Weib mit bloßem Kopfe, hat das Haupt auf den Tisch gelegt; neben der Alten sitzt ein Knäblein, just wie ein Ding aus Wachs, doch mit geschwollenem Leib; zerrt das Weib am Aermel, jämmerlich schreiend und augenscheinlich um etwas bittend. Betroffen stand Elisa auf der Schwelle. In der Hütte — drückende Luft und übler Geruch. Und er gewahrt: hinter dem Ofen auf der Lagerstatt liegt ein Weib. Es liegt mit dem Gesicht zur Erde, thut keinen Blick, röchelt nur leise, bald streckt es einen Fuß hervor, bald zieht es ihn zurück. Dann wirft es sich herum von einer Seite auf die andere, und der üble Geruch geht von da aus. — „Gewiß liegt die Arme in schwerer Krankheit, und kein Mensch nimmt sich ihrer an.“ — Endlich hob die Alte den Kopf und wurde den Fremdling gewahr.

„Was willst Du hier, fremder Mann?“ fragte sie mürrisch; „was willst Du von uns? Mensch, wir haben gar nichts . . .“

Elisa, die Noth der Armen fühlend, trat leise zu der Alten.

„Magd Gottes,“ sagte er, „ich bin hergekommen, um einen Trunk zu bitten.“

„Wir haben Keinen, der uns Wasser trägt. Wir haben gar nichts, Dir zu geben. Geh Deines Wegs.“

Elisa trieb es mehr zu fragen. „Sage doch, gute Seele, habt Ihr denn keinen Gesunden im Haus — wer thut die Kranke dort warten?“

„Ich sage Dir, wir haben Keinen, der Bauer liegt draußen im Sterben, und wir verkommen hier.“

Der Knabe, beim Anblick des Fremden stille geworden, brach jetzt, da die Alte zu reden begonnen, wieder in lautes Jammergeschrei aus; er zerrte sie am Aermel und bettelte herzzerreißend: „Brod, Großmütterchen, ein Stück Brod, gieb mir zu essen!“

Gerade wollte Elisa wieder eine Frage an die Alte richten — da taumelte der Bauer zur Thür herein, schleppte sich an der Wand tappend vor und wollte sich auf die Bank setzen; doch er verfehlte die Bank und fiel schwer auf den Fußboden. Und er mühte sich gar nicht, aufzustehen, sondern nahm gleich das Wort. Nur abgerissene Laute brachte er hervor — mußte immer wieder nach Luft schnappen, sein Bißchen zu sagen.

„Krankheit,“ klagt er, „befiel uns in Hungersnoth. Schau — Den nimmt der Hunger weg“ — und er deutete mit dem Finger auf den Kleinen, selbst bitterlich weinend.

Schnell warf Elisa seinen Reisesack von den Schultern, krämpte die Aermel auf, hob den Sack auf die Bank und band ihn los. Holte den Laib Brod heraus und ein Messer, schnitt ein großes Stück ab und gab es dem Bauern. Doch dieser lehnte es ab, auf den Knaben und dessen Schwesterlein weisend: hilf nur den Kinderlein!

Elisa gab das Stück dem kleinen Schreihals. Der Junge, Brod spürend, reckte sich, faßte das Stück mit beiden Händen und verschwand mit dem Näschen hinter seinem Schatz. Da krabbelte auch ein kleines Mädchen von der Ofenbank herunter, machte sich hinter das Brod. Auch dem Mädchen gab Elisa ein Stück. Dann schnitt er der Alten und dem Bauern von seinem Laib. Das Weib nahm die Gabe mit Dank, begann gierig zu kauen. „Wasser", sagte sie, „haben wir auch sehr nöthig." Ihre Kehle wie ausgebrannt.

„Ich wollte", fuhr sie fort, „gestern oder heute, weiß nicht mehr wann es war — für uns Wasser holen. Geschöpft hab' ich's wohl, aber hergetragen nicht; alles verschüttet und selbst hingesunken in den Staub. Mit Mühe und Noth habe ich mich kriechend heimgeschleppt. Auch der Spann ist dort geblieben — ob ihn wohl Jemand weggenommen?"

Elisa forschte, wo sie den Brunnen hätten. Die Alte gab ihm Bescheid. Und er ging hin, fand den Spann, holte Wasser und stillte den Durst der Armen. Die Kinder aßen mehr Brod zu dem Wasser, auch die Alte ließ sich's schmecken, nur der Bauer nahm keinen Bissen. Es widersteht," sagt er, „meiner kranken Seele." — Das kranke Weib kam nicht auf von der Lagerstätte, war ohne Besinnung, warf sich ruhelos hin und her. Elisa eilte in's Dorf, ging in eine Bude, kaufte Hirse, Salz, Mehl, Butter, endlich auch ein kleines Beil. Mit diesen Schätzen zurück, schlug er Holz klein — machte Feuer im Ofen. Das kleine Mädchen leistete ihm Bei-

stand. Elisa kochte eine Suppe und einen Brei, erquickte die Leutchen mit einem richtigen Mittagessen.

V.

Der Bauer aß auch ein Bißchen, die alte Frau speiste mit Hochgenuß, das Mädchen und der Jüngste leckten noch ihr Schälchen hübsch rein und sanken alsbald, einander in den Aermchen haltend, in süßen Schlaf.

Jetzt huben Bauer und Alte zu erzählen an, wie dieses Unglück über sie hereingebrochen. „Auch ehedem," sagten sie, „lebten wir nicht eben auf Rosen gebettet, und heuer gaben unsere Aecker gar keinen Ertrag; da mußten wir im Herbst unsere Ersparnisse angreifen, Alles verbrauchen. Als wir das Letzte verzehrt hatten — gingen wir Nachbarn und gute Menschen um milde Gaben bitten. Im Anfang gab man uns willig — späterhin wies man uns von den Thüren. Manche hätten zwar gern etwas gegeben, wären sie nicht selbst bettelarm geworden. Immer bitterer kam uns das Betteln an — überall hatten wir Schulden: hier an Mehl, dort an Geld, oder an Brod. Wohl suchte ich mit allem Fleiß," sagte der Bauer, „irgendwo Arbeit zu finden, — Niemand brauchte Arbeit. Weit und breit drängt sich das Volk um's liebe Brod zu jeder Arbeit. Einen Tag hat man zu schaffen, zwei muß man müssig gehen, neue Arbeit suchen. Die Alte mit dem Mädchen gingen wohl auch weiter hin auf Bettelschaft, doch die Gaben flossen gar zu ärmlich, überall ist Mangel

am Nöthigsten. Dennoch schleppten wir das Jammerleben fort, dachten uns durchzuschlagen bis zur Neufrucht. Aber wie der Frühling anbrach, hörte das Almosengeben vollends auf, zudem kam noch die böse Krankheit. Alle hatten bitter zu leiden. Einen Tag hatten wir zu essen, zwei Tage mußten wir Hunger leiden. Da fingen wir an, uns von Kräutern zu nähren. Sei es nun von den Kräutern, sei es aus anderen Ursachen, es befiel mein Weib die schreckliche Krankheit. Sie konnte nicht mehr aufstehen, und auch mir gingen die Kräfte aus. Uns aus der Noth zu helfen, fehlten alle Mittel.“ — „Nur ich allein,“ nahm die Alte das Wort, „kämpfte noch wider das Elend, zehrte die letzten Kräfte auf, ohne Nahrung, ohne Hoffnung. Ich erlahmte; auch das Mädchen war wie ein Schatten, zagte und zitterte vor jedem Fremden. Wollte das Kind zu Nachbarsleuten schicken — es sperrte sich dagegen. Versteckte sich in einem Winkel, wollte nicht um die Welt heraus. Vorgestern kam unsere Nachbarin herein, wurde gewahr, daß hier Hunger und Krankheit grimmig hausen — machte jedoch schnell kehrt und ging wieder fort. Ihr Mann ist davongegangen, hat sie mit kleinen Kindern in drückender Armuth gelassen. So lagen wir hoffnungslos — den Tod erwartend . . .“

So Herzergreifendes hörend, gab Elisa den Gedanken auf, noch am gleichen Tag seinen Gefährten einzuholen; er war schnell entschlossen, über Nacht zu bleiben. Am andern Morgen stand er früh auf, ging gleich an die Arbeit, als wäre er der Wirth im Hause. Rührte

den Teig ein mit der Alten, machte Feuer im Ofen. Alsdann ging er mit dem Mädchen zu den Nachbarsleuten, sorgte und suchte zusammen, was eben nöthig war. Wo fehlt' es den Leutchen? — überall: auch das Letzte war verbraucht. Gar nichts in der Wirthschaft, keine Kleider am Leibe. — Elisa ging unverdrossen 'mal herbeischaffen, was er konnte: theils schaffte er's mit seinen Händen, theils kaufte er's mit seinem Gelde. So verweilte er einen Tag in dem Ort, verweilte noch einen und gar einen dritten Tag. Das Knäblein bekam wieder rothe Bäckchen, sprang auf der Bank herum, hing sich liebkosend an Elisa. Das Mädchen wurde fix und munter, leistete bei allen Verrichtungen wackern Beistand. Immer läuft das kleine Volk hinter Elisa her: „Onkel! Onkelchen!“ ruft es, die Händchen ausreckend. — Die Alte hob auch wieder den Kopf, ging zu der Nachbarin hinüber. Der Bauer ging an der Wand hintastend ab und zu. Nur das Weib lag noch; aber am dritten Tag kam es zur Besinnung und verlangte Nahrung. — „Mein Gott,“ verzagt Elisa, „wie konnte ich nur ahnen, daß ich so lange Zeit hier vertrödeln würde! Aber jetzt muß ich machen, daß ich weiterkomme!“

VI.

Auf den vierten Tag fiel ein Fest nach den Fasten, und Elisa bedachte: „Will noch dieses Fest mit den Leutchen feiern, ihnen eine Kleinigkeit zum Feiertag einkaufen, und gegen Abend will ich auf den Weg . . .“ Und

wieder ging Elisa in das Dorf, kaufte Milch, feines Mehl, Schweineschmalz. Dann gab's ein Kochen und ein Backen mit der Alten, und am Morgen des Festtags ging Elisa zur Frühmesse, dann kam er heim und saß beim Festmahl mit den Armen. Da stand auch das Weib auf und machte einen Gehversuch. Der Bauer hatte sich das Kinn glatt rasirt, ein reines Hemd angezogen — die Alte hatte es gewaschen — und ging in's Dorf zu einem reichen Bauersmann, um Gnade und Barmherzigkeit zu bitten. Diesem reichen Bauersmann waren Mähd und Ackerland verpfändet, — darum ging der Arme bitten, ob ihm nicht Mähd und Ackerland bis zur nächsten Ernte überlassen werden möchten. — Gegen Abend kehrte er heim von dem schweren Gang; niedergeschlagen trat er zu den Seinen, fing an bitterlich zu weinen. Der reiche Bauer hatte keine Barmherzigkeit geübt, sondern barsch erwidert: „Bringe mir das Geld!“

Auf's Neue hielt Elisa die Sorge fest. „Wie sollen sie denn weiter leben? Die Andern gehen schon Heu machen, und sie haben gar nichts. Der Roggen wird auch bald reif — die Schnitter ziehen fröhlich hinaus (köstliche Frucht trug's in dem Jahr, das Mütterchen Erde), und sie haben nichts zu ernten: vergeben ist ihre Dessjatine an den reichen Bauersmann. Wollte ich sie nun verlassen, sie würden bald wieder in die bitterste Noth gerathen . . .“ Gedankenvoll saß Elisa, zerbrach sich den Kopf für die lieben Nächsten und ging nicht auf die Wanderschaft — blieb noch einmal über Nacht. Suchte sich im Hof ein Lager; sprach ein Gebet, legte sich hin,

fand aber keinen Schlaf: von der einen Seite reißt es ihn fort auf den Weg — schon gar zu viel Geld und Zeit hat er da aufgebraucht — von der andern Seite dauert ihn das arme Volk. „Alle Noth wirst Du gewiß nicht lindern. Wollte nur etwas Wasser in's Haus tragen und jedem ein Stücklein Brod ertheilen — und was ist nun daraus geworden? Jetzt heißt es schon: kaufe uns Mähd und Ackerland los. Und hinterher wird es heißen — eine Kuh für die Weiber und Kinder, einen Gaul für den Bauern. Hast Dich zu weit fortreißen lassen, Bruder Elisa Kusmitsch, hast den Ankergrund verloren, und weißt nimmer aus noch ein." — Elisa erhob sich, nahm den Kaftan von der Kopfstelle, schlug ihn auseinander, zog sein Döschen, nahm ein Prischen, meinte so die Gedanken klar zu machen, — aber weit gefehlt: grübelte, grübelte — brachte nichts Rechtes heraus. Fort mußte er auf den Weg, und die armen Leute jammerten ihn. Er wußte nicht, was er beginnen sollte. Rollte endlich den Kaftan wieder zusammen, legte ihn zur Kopfstelle, warf sich auf's Lager. Ruhelos lag er da stundenlang, bis die Hähne krähten — dann erst sank er in leisen Schlaf. Und plötzlich war es ihm, als hätte ihn Jemand geweckt. Es träumt ihm, er sei ganz gekleidet, reisefertig, mit Sack und Stab, und müsse gerade zum Thor hinaus; dieses aber finde er nur so weit offen, daß knapp ein Mensch hindurch könne. Und er geht, — doch im Thor bleibt er hängen an einer Seite mit dem Sack, und müht sich, loszukommen — doch da sitzt er an der andern Seite mit einem Fußlappen fest, und dieser

fällt ihm ab. Er will sich losmachen, und siehe, nicht an dem Thor ist er hängen geblieben, sondern das kleine Mädchen ist's, was ihn fest hält, laut zu ihm schreiend: „Onkel! Onkelchen, nach Brod!“ Und wie er zu seinen Füßen blickt, gewahrt er das herzige Knäblein: es hält ihn am Fußlappen fest. Zum Fenster heraus blicken der Bauer und die Alte nach ihm . . . Elisa fuhr aus dem Schlaf und sprach mit lauter Stimme zu sich selber: „Loskaufen will ich Mähd und Ackerland, auch einen Gaul will ich kaufen, und eine Kuh für die Kinder. Sonst reiste ich wohl über das weite Meer, Christus zu suchen, und verlöre ihn in meiner Seele. Muß diesen Leutchen aufhelfen.“ Darauf sank Elisa in festen Schlaf und hatte Ruhe bis zum Morgen. In aller Frühe stand er auf: ging zu dem reichen Bauersmann — kaufte das Roggenland frei, gab auch das Geld für das Mähdland. Dazu kaufte er eine Sense — auch die war drauf gegangen in der Noth — und brachte sie heim. Den Bauern schickte er in's Mähen, selbst ging er auf gut Glück bei den Dorfleuten herum: fand bei dem Krugwirth ein kräftiges Pferdchen und einen Wagen feil. Bald wurden sie handelseinig, Elisa schloß den Kauf ab und ging noch eine Kuh erstehen. Auf der Straße gehend, ereilt er zwei Weiblein des Orts. Sie schreiten langsam und plappern lustig zusammen. Elisa erhorcht, daß er selbst Gegenstand ihres Geplauders. Und das eine Weib weiß zu erzählen:

„Im Anfang,“ plaudert es, „erkannten sie noch gar nicht — was für ein Mensch der sei — meinten, er

wäre nur ein gewöhnlicher Pilger. Nur eingetreten, sagen sie, um einen Trunk zu bitten, und blieb gleich ganz bei ihnen. Hat ihnen von Allem gekauft. Und heute habe ich selbst gesehen, wie er von dem Krüger das Pferdchen und den Wagen abhandelte. Es giebt auch solche Menschen in der Welt. Gehen wir einmal, ihn zu betrachten . . .“

Dies hörte Elisa, begriff, daß man ihn preise, ging nicht weiter, die Kuh zu kaufen. Kehrte schnell zurück zu dem Krugwirth, zahlte den Kaufpreis für Wagen und Pferd, fuhr mit dem Erworbenen nach der Hütte. Vorgefahren kam er an das Thor, hielt an und stieg aus dem Wagen. Der Bauer und seine Weiber sperrten die Augen weit auf. Wohl kam ihnen der Gedanke, das Pferd wäre für sie gekauft, aber keines wagte dergleichen zu äußern. Der Bauer ging das Thor öffnen. „Was hast Du mit dem Pferdchen im Sinn, Onkelchen?“ — „Habe das Pferd gekauft, war gerade billig zu haben. Sorge Du, daß es zur Nacht frisches Futter habe im Wagenkasten.“ — Der Bauer spannte das Pferd aus, mähte eine Tracht Gras zusammen, legte es in den Kasten. Alle legten sich schlafen. Elisa machte sein Lager auf der Straße, trug auch zur Nacht gleich seinen Reisesack dahin. Noch lagen alle Leute in tiefem Schlaf — da erhob sich Elisa, schnürte sein Bündel, zog seine Stiefel an, warf sich den Kaftan über und machte sich auf — dem Bruder Jefim Tarassitsch nach.

VII.

Fünf Werst hatte Elisa zurückgelegt, da begann es zu dämmern. Er setzte sich unter einen Baum, band den Sack los, überzählte sein Reisegeld. Nur 17 Rubel und 20 Kopeken hatte er übrig. „Du lieber Gott," sann er wehmüthig lächelnd, „mit dem kann man nicht über's Meer reisen. Um Christi willen Geld erbetteln — häufte mir Sünde und Aerger auf die Seele. Gevatter Tarassitsch wird auch allein gut fortkommen, auch für mich eine Kerze aufstecken. Mir aber soll gewiß die Pilgerschuld bis auf den Tod verbleiben. Der Herr ist barmherzig — wird noch Geduld mit mir haben . . ."

Elisa stand auf, warf den Sack über den Rücken — und machte sich frisch auf, der lieben Heimath zu. Nur das Dorf umging er in weitem Bogen, daß ihn die Leute nicht sähen. Und wunderbar schnell vollbrachte er die weite Reise. Auf dem Hinweg hatte er schwer gekämpft, oftmals gar mühselig hinter Jefim sich fortgeschleppt, auf dem Rückweg gab ihm Gott Wunderkraft, daß er nichts mehr von Müdigkeit spürte. Spielend wanderte er durch's weite Land, fuchtelte vergnügt mit seinem Pilgerstab, legte wohl siebzig Werst am Tage zurück.

Und endlich kam er zu Hause anmarschirt. Das Getreide war schon abgeführt von den Feldern. Die Seinigen empfingen ihn in hellem Jubel. Und sie begannen ihn auszufragen: wie und was — weshalb er hinter dem Gefährten zurückgeblieben, warum er nicht weiter gegangen, sondern zurückgekehrt nach der Heimat.

Elisa wollte nicht recht mit der Sprache heraus. „Es war eben nicht Gottes Wille: ich kam unterwegs um mein Geld, blieb weit hinter dem Freunde zurück. So bin ich nicht weiter gegangen. Verzeiht mir die Sünde um Christi willen.“ Und er behändigte seiner Alten das übrige Sümmchen. Dann fragte er nach den häuslichen Angelegenheiten. Alles stand gut, alle Geschäfte waren in bester Ordnung, nirgends ein Versäumniß in der Wirthschaft, und sie lebten alle in Frieden und Eintracht.

Gleich am selben Tage erfuhren auch die Angehörigen des Tarassitsch, daß Elisa heimgekehrt, und kamen schnell angelaufen, nach ihrem Alterchen zu fragen. Ihnen gab Elisa den gleichen Bescheid: — „Euer Alterchen ging einen wackern Schritt; drei Tage vor dem Petersfest gingen wir von einander, ich wollte ihn später einholen, aber da kamen mir merkwürdige Sachen in die Quere: das Geld wurde mir alle, hatte nichts übrig, die weite Reise zu bezahlen, und da bin ich lieber heim gewandert.“

Alle Leute nahm das Wunder: wie wäre das möglich — ein so gescheidter Mann, und hätte so unklug gehandelt? Auf die Pilgerfahrt aus, auf halbem Weg umgekehrt, nur das liebe Geld durchgebracht? — Wunderten sich eine Weile und vergaßen es bald. Auch Elisa vergaß es. Ging rüstig an sein Tagewerk daheim: beschaffte mit seinem Sohn den Holzvorrath auf den Winter, drosch mit den Weibern das Getreide, erneuerte das Schauerdach, versorgte die Bienenstöcke zum Ueberwintern, gab zehn Stöcke sammt der jungen Zucht an den Nachbarsmann. Sein Weib wollte gar zu gern verheimlichen, wie

viele von den verkauften Stöcken ausgeschwärmt, doch Elisa wußte ganz genau, welche unfruchtbar, welche ausgeschwärmt, und gab dem Nachbar anstatt zehn — siebenzehn Bienenstöcke. Nachdem er Alles in's Reine gebracht, schickte er seinen Sohn auf Erwerb aus und setzte sich selbst auf den Winter fest, Bastschuhe zu flechten und Bienenhäuschen zu meistern.

VIII.

Während Elisa bei den kranken Hungerleidern in der Hütte geblieben, hatte Jefim Tarassitsch einen vollen Tag auf den Kameraden gewartet. Eine kurze Strecke nur war er weiter gegangen, hatte sich niedergelassen. Wartete und wartete, machte ein Schläfchen, erwachte, saß noch ein Weilchen — keine Spur von dem Freunde. Die Augen schier abgeguckt hat er sich. Schon sinkt die Sonne hinter den Baumkronen — und immer kein Elisa. — „Am Ende gar an mir vorbei gegangen," sorgt er, „oder auch gefahren (von Jemand aufgenommen), kein Aug' auf mich gehabt, während ich da schlief. Doch nein — er hätte mich ja sehen müssen. In der Steppe sieht man weit. Soll ich zurück gehen, während er vielleicht schon voraus eilt? Werden uns ganz verlieren, immer ärger uns sorgen. Will doch lieber vorwärts gehen, im Nachtquartier werden wir uns schon wieder finden."

Jefim kam in ein kleines Dorf; da bat er den Dorfwächter, er möchte so gut sein, falls ein Alterchen so und so in's Dorf kommen würde, ihn nach einer bestimmten

Hütte zu weisen. Doch Elisa kam nicht. Jefim wanderte weiter, überall nachforschend — ob nicht ein glatzköpfiger Alter gesehen worden. Kein Mensch hatte ihn gesehen. Jefim wußte nicht, was er davon denken sollte, und pilgerte allein. „Irgendwo," hoffte er im Stillen, „werden wir doch zusammentreffen, etwa in Odessa, vielleicht auf dem Schiff" — und kümmerte sich nicht mehr darum. Unterwegs kam er mit einem „Priesterlosen" (altgläubige Secte in der griechischen Kirche) zusammen. Dieser Priesterlose, in Käppchen und Meßgewand, mit langen über die Schultern wallenden Haaren, war schon auf dem Berg Athos gewesen, pilgerte jetzt zum andern Mal nach Jerusalem. Im Nachtquartier hatten sie sich gefunden, waren in's Plaudern gekommen, pilgerten fortan zusammen.

Sie kamen wohlbehalten in Odessa an. Drei Tage warteten sie auf das Schiff. Fromme Pilger in großer Menge warteten hier auf die Ueberfahrt. Von allen Himmelsrichtungen waren sie zusammengeströmt. Wieder forschte Jefim nach Elisa — Niemand hatte ihn gesehen.

Der Priesterlose belehrte Jefim, wie man ohne Bezahlung die Seereise machen könne, doch Jefim Tarassitsch mißachtete solche Einflüsterung. — „Will doch lieber mein Geld bezahlen," meinte er, „dazu hab' ich's ja mitgenommen." Bezahlte vierzig Silberrubel für die Fahrt hin und zurück, kaufte sich Brod und Heringe auf die Seereise. Das Schiff nahm seine Ladung ein und die Pilger alle, auch Tarassitsch und der Priesterlose gingen an Bord. Die Anker wurden gelichtet, die Haltseile ge-

lockert, und fort schwammen sie in die blaue Flut. Den Tag über ging Alles gut; gegen Abend erhob sich ein heftiger Wind, es strömte Regen vom Himmel. Das Schiff fing an zu schaukeln, hohe Schaumwellen spritzten Wasser über Deck. Das Volk warf sich ängstlich hin und her, die Weiber erhoben ein Klagegeschrei, und zahlreiche Männer, die weniger beherzt waren, hasteten von einem Platz zum andern, sicheren Unterschlupf suchend.

Auch Jefim faßte ein Bangen, doch er ließ nichts davon merken. Wo er sich niedergelassen gleich nach der Einschiffung, zunächst etlichen Greisen aus dem Tambowschen, auf der glatten Diele, da blieb er auch sitzen die ganze Nacht und den folgenden Tag. Jeder hielt nur seine Siebensachen fest und sprach kein Wörtchen. Am dritten Tag ward es wieder windstill. — Am fünften Tag lief das Schiff in den Hafen von Zaragrad (Konstantinopel). Manche der Pilger ließen sich an's Ufer setzen, gingen den herrlichen Tempel der Gottesweisheit — Sophia besehen, in welchem heute die Türken hausen. Tarassitsch zog es vor, an Bord zu bleiben. Vierundzwanzig Stunden lagen sie vor Anker, dann schwammen sie wieder in's weite Meer. Ferner wurde Halt gemacht bei der Stadt Smyrna und bei noch einer Stadt, Alexandria mit Namen, und endlich glitt das Schiff nach der langen Seefahrt in den Hafen von Jaffa. Alle Pilger wurden bei Jaffa an's Land gesetzt: von da siebenzig Werst zu Fuß nach Jerusalem. Bei der Ausschiffung gab's wieder arge Noth und Schrecken für die Kleinmüthigen: hoch ragte das Schiff, und die Pilger wurden von oben in ein kleines Boot

geworfen; das Boot schaukelte, daß man fürchten mußte, nicht in das schwankende Schälchen, sondern in's Wasser zu fallen; zwei Mann geriethen in's Nasse, doch alle wurden glücklich an's Land gebracht. — Jetzt fühlte man's schon — das heilige Land. Alle pilgerten zusammen. Nach vier Tagen kamen sie in Jerusalem an. Außerhalb der Stadt, in der Russischen Herberge, fanden sie ein Unterkommen. Ließen die Pässe einschreiben, hatten ein Mittagsmahl, — dann gingen sie aus nach den heiligen Stätten. Zu dem Grabe des Herrn hatte man noch keinen Zutritt. Da gingen sie vorerst zur Frühmesse in das Patriarchenkloster, beteten zu Gott, steckten Kerzen vor die Bilder. Dann betrachteten sie von außen den Tempel „Auferstehung,“ in welchem das Grab des Herrn sich befindet. Verbaut ist der ganze Tempel dermaßen, daß er nicht mehr zu sehen ist. Ferner besuchten sie am ersten Tag die Zelle Mariä von Aegyptenland, wo diese das Seelenheil erworben. Auch da opferten sie Kerzen, sprachen ein Dankgebet. Zum Hochamt wollten sie am Grabe Christi ihre Andacht verrichten, aber sie kamen zu spät. So gingen sie in's Kloster Abraham's. Da sahen sie den Garten des Saweka — die Stätte, wo Abraham seinen Sohn Gott opfern wollte. Nachher suchten sie die Stätte auf, wo Christus der Maria Magdalena erschienen, dann auch die Kirche Jakob's. Alle die Stätten zeigte der Priesterlose, und bei jeder wußte er genau anzugeben, wie viel Geld man zu opfern, wo man Kerzen anzustecken habe. Endlich kehrten sie zu ihrer Herberge zurück. Im Begriff, zur Nachtruhe sich niederzulegen, schrak der Priester-

lose plötzlich auf, begann seine Kleidungsstücke zu durchsuchen — alle Taschen umzukehren. „Haben mir das Geldsäckchen mit meiner ganzen Barschaft weggemaust — fünfundzwanzig Rubel waren's: zwei Zehnrubelscheine, das Uebrige in Kleingeld," klagte er dem Jefim seine Noth. Jammerte noch lange fort — nichts zu machen, legte sich schlafen.

IX.

Jefim lag wach in seinem Bette, denn es plagt' ihn ein böser Argwohn. „Mit nichten weggemaust," sinnt er, „ist ihm das Geld, da er wohl gar keins gehabt hat. Nirgends hat er geopfert. Mich immer fleißig belehrt, was ich zu opfern hätte, aber selbst hat er nichts gegeben, zuletzt noch einen Rubel von mir entlehnt!"

Grübelte noch eine Weile fort, der Ehrenmann Jefim, und begann sich darüber bittere Vorwürfe zu machen: — „Was vermesse ich mich, über ihn zu richten, und häufe nur Sünde auf mein Haupt. Will nicht mehr daran denken." — Doch kaum hat er den Sinn auf Anderes gelenkt, als ihm schon wieder einfällt, wie der Priesterlose auf das Geld immer so scharf aus, und wie es doch gar zu unwahrscheinlich, daß ihm Jemand das Geldsäckchen weggestohlen hätte. „Weiß Gott," muß er wieder denken, „der Mensch hat sicherlich das Geld nicht gehabt. Alles nur Sand in die Augen . . ."

Den andern Morgen standen sie zeitig auf und gingen zur Frühmesse in den großen Tempel „Auferstehung"

— zum Grabe des Herrn. Und der Priesterlose hielt sich immer dicht an Jesim.

Sie traten in das Gotteshaus. Andächtige — fromme Pilger aus allen Völkerschaften: Russen, Griechen, Armenier, Türken, Syrier und viele Andere mehr — waren da in unabsehbarer Menge. Mit vielen Andern schritt Jesim durch das Heilige Thor, dann vorüber an der türkischen Wachtmannschaft der Stätte zu, wo der Erlöser vom Kreuz genommen und gesalbet worden; daselbst hängen neun kolossale Kronleuchter, ein Meer von Kerzenlicht über den Raum ausgießend. Da steckte Jesim eine Kerze an. Alsdann führte ihn der Priesterlose rechter Hand etliche Stufen empor auf die Schädelstätte, Golgatha genannt, wo das Kreuz Christi gestanden; daselbst verharrte Jesim in tiefer Andacht. Darauf zeigte man ihm auch noch den Riß in der Erde, wo dieselbe erbebet und ihre Gräber aufgethan, daß die Leiber der Heiligen aufstunden; ferner die Stätte, wo man die Hände und Füße des Erlösers an's Kreuz genagelt — endlich gar das Grab Adam's. Dann kamen sie zu dem Stein, wo Christus gesessen, da sie ihm die Dornenkrone auf's Haupt gedrückt; auch zu dem Pfahl, an welchen sie den Herrn gebunden, da sie ihn geißelten. Auch einen Stein mit zwei Höhlungen sah Jesim — man belehrte ihn, da hätten die Füße des Herrn geruht. Mancherlei heilige Stätten noch wollte man ihm zeigen, aber die Menge riß ihn fort: Alles strömte jetzt nach der Felsenhöhle, wo das Grab des Herrn ist. Da war eben ein Gottesdienst fremden Glaubens vorüber, es begann die Messe

der Rechtgläubigen. Jefim strebte mit allem Volk nach der Felsenhöhle.

Wieder suchte er von dem Priesterlosen sich abzudrängen, immer wieder in Gedanken sich versündigend; allein dieser zudringliche Mensch wich nicht von seiner Seite und folgte ihm fest angeklammert auch zum Gottesdienst am Grabe des Herrn. Da wollten sie näher vorgehen, doch Andere kamen ihnen zuvor. So dicht gedrängt stand die Menge, daß man weder rück- noch vorwärts nur einen Schritt weg konnte. Jefim stand mitten darin, schaute vor sich, sprach leise Gebete — und konnte nicht umhin, ab und zu nach seinem Geldbeutel zu fühlen. Zweierlei erwog er in seinem Sinn: einmal — es betrüge ihn der Priesterlose; dann wieder — ob er gleich nicht betrüge, daß Geld ihm wirklich gestohlen — wie sehr man sich hüten müsse, daß einen nicht das gleiche Unglück treffe.

X.

So steht Jefim, stille betend und vor sich schauend, mit den Augen an der heiligen Stätte hangend, wo sie den Herrn in's Grab gelegt und wo jetzt sechsunddreißig Kirchenlampen helles Licht strahlen. Gottergeben steht er da, schaut über die Köpfe hin — Gott, welch ein Wunder! Gerade unter den Lampen, zuvörderst vor allen Betern, steht da ein Alterchen in einem Kaftan aus grobem Bauertuch, und eine Glatze hat er, hellglänzend, über den ganzen Kopf, just wie der Elisa Bodrow.

— „Gar zu ähnlich dem alten Elisa," denkt er bei sich. „Aber unmöglich kann er es sein. Wie sollte er vor mir angekommen sein? Das Schiff vor dem unsern ist eine ganze Woche früher abgegangen. So bald konnte er doch nicht in Odessa sein. Auf unserem Schiff ist er ganz gewiß nicht gewesen. Ich habe mir alle Pilger genau angesehen."

Während Jefim dieses bedachte, begann der Greis vornean zu beten, und er verbeugte sich tief drei Mal nach einander: einmal vornehin gegen Gott, dann gegen die Gemeinde der Rechtgläubigen nach beiden Seiten. Und wie er mit dem Kopf herumfuhr, der wunderliche Alte, nach der rechten Seite hin, da hatte ihn Jefim augenblicklich erkannt. Gottes Wunder, der alte leibhaftige Bodrow! Der dunkle Krausbart mit etwas Silbergrau auf den Wangen, die Augenbrauen, die Augen, die Nase, das ganze Antlitz — alles wohlbekannt. Kein Zweifel — das war Elisa Bodrow.

Helle Freude verklärte des Greisen Antlitz, daß er den alten Bruder gefunden, und es nahm ihn Wunder, wie der Elisa es gemacht, vor ihm anzukommen.

„Schau, schau, alter Knabe," murmelt er leise, „bist ja hübsch obenan, hast wohl einen guten Führer gefunden, der Dich so fein vorgeschoben. Beim Ausgang will ich Dich fassen, Alterchen, und meinen Priesterlosen fahren lassen. Mit Dir, Elisa, will ich fortan pilgern, Du wirst mir gewiß gut weiter helfen zu den heiligen Stätten."

Jefim gab immer fleißig Obacht, daß er Elisa nicht aus den Augen verlöre. — Der Gottesdienst ging zu

Ende, die Menge kam in Bewegung, Alles strömte, das Kreuz zu küssen, immer wilder ward das Gedränge — Jefim wurde zur Seite gestoßen. Und wieder befiel ihn die Angst, es wäre ihm der Geldbeutel gestohlen. Er drückte die Hand an seine Geldtasche und suchte sich durchzudrängen, strebte nach Leibeskräften in's Freie hinaus.

Und er gelangte in's Freie, ging vor den Tempel, in ängstlicher Spannung seinen Elisa suchend. Wartete und musterte wohl lange Zeit — konnte den Freund nicht finden. Endlich ward er des Treibens müde, ging fort, in den Herbergen nachzuforschen, wo Elisa Bobrow über Nacht gewesen. Ueberall kam er herum, nirgends fand er den Alten. Am selben Tag ging auch der Priesterlose verloren. Fort war er, und hatte den Rubel nicht heimgezahlt. Jefim stand allein.

Am nächsten Tag begab sich Jefim wiederum zum Grabe des Herrn, diesmal mit einem der Greise aus dem Tambowschen, die er auf dem Schiff kennen gelernt. Er suchte sich vorzudrängen, doch wieder ward er zur Seite gestoßen; da lehnte er sich an eine Säule und begann zu beten. Dann blickte er um sich — und wieder schaut er dort unter den Lampen, gerade vor dem Grabe des Herrn, an der heiligsten Stätte, den alten Elisa: mit ausgebreiteten Armen, gleich einem segnenden Priester vor dem Altar, steht er da, und ein herrlicher Glanz umschimmert seine Glatze. — „Halt," ermannt sich Jefim, „heute laß ich Dich ganz gewiß nicht aus." Und wieder kämpft er sich tapfer vorwärts. Nach Luft

schnappend, schaut er einmal auf — Elisa ist nicht mehr da. Offenbar schon fortgegangen.

Auch den dritten Tag ging Jefim zur Messe, und wieder gewahrt er: an der heiligsten Stätte steht Elisa vor Aller Augen; die Arme hat er ausgebreitet und blickt nach oben, als schaue er etwas über sich. Und ein wunderbares Leuchten der Glatze spielt um des Greisen Haupt. — „Halt," packt es Jefim mächtig, „heut will ich ihn fassen, werde beim Ausgang Wache stehen. Da sollen wir uns nicht verfehlen." Jefim ging hinaus, — harrte, harrte, bis alles Volk an ihm vorüber — der Elisa war aber nicht darunter.

Sechs Wochen lang verweilte Jefim in Jerusalem und besuchte alle heiligen Stätten: er schaute Bethlehem, Bethanien, den Fluß Jordan, ließ am Grabe des Herrn das heilige Zeichen prägen auf ein neues Hemd, um dereinst darin begraben zu werden, nahm auch ein Gläschen Jordanwasser mit, ein wenig von der geheiligten Erde, endlich eine Anzahl der geweihten Kerzen — ließ viel von seinem Gelde für alle die Gottessachen draufgehen, und mußte endlich machen, daß er mit dem knappen Rest seiner Barschaft wieder heim gelange. Eilte nach Jaffa, schiffte sich ein, kam wohlbehalten in Odessa an und wanderte zu Fuß der lieben Heimath zu.

XI.

Wieder pilgerte Jefim ganz allein durch's weite Land. Je mehr er der Heimath sich näherte, desto nachdrücklicher

stellte die alte Sorge sich ein, wie man denn ohne ihn zu Hause fertig geworden. In Jahresfrist, grübelt er, läuft ja viel Wasser in's Thal. Ein Leben braucht's, ein Haus zu gründen, es zu zerstören, braucht's nicht lang. Wie wohl der Sohn in seiner Abwesenheit die Sachen geführt, wie der Frühling sich angelassen, wie das Vieh überwintert, ob das neue Haus solide gebaut ... Jefim kam auch wieder durch das Land, wo er im vergangenen Jahr den Elisa verloren. Die Bevölkerung war nicht wieder zu erkennen. „Wo im verwichenen Jahr Jammer und Elend geherrscht, lebte heuer Alles im satten Wohlgenuß. Die Aecker hatten reiche Frucht getragen. Die Bevölkerung war wieder zu Wohlstand gelangt, und das frühere Leidwesen war vergessen. Eines schönen Abends näherte sich Jefim jenem Oertchen, wo im vorigen Jahr Elisa zurückgeblieben. Eben war er in's Dorf eingekehrt, da sprang ein flinkes Mädchen in weißem Hemde hinter einer Hütte hervor: „Onkel! Onkelchen! Komm doch in unsere Hütte!" — Jefim wollte schnell vorüber, aber das Mädchen ließ ihn nicht gehen, klammerte sich fest an sein Gewand, zerrte ihn unter Schmeicheln und Lachen nach der Hütte.

Da trat ein Weib mit einem Knäblein vor das Thor, fing auch an zu winken: — „Sprich doch ein Weilchen bei uns vor, Großväterchen, speise mit uns zu Abend — bleibe auch über Nacht." Jefim folgte der freundlichen Einladung. „Ganz recht," denkt er bei sich, „muß doch 'mal nachfragen, ob sie 'was von Elisa wissen; irre ich nicht, so war es ja eben diese Hütte, in welche

er einkehrte, seinen Durst zu löschen.“ Jefim kam in die Hütte, das Weib half ihm den Sack ablegen, reichte ihm Waschwasser, bot ihm den Ehrenplatz am Tisch. Dann holte sie Milch, kleine gefüllte Piroggen, Hirsebrei — setzte Alles auf den Tisch. Warmes Lob zollte ihr Tarassitsch, von Herzen dankend, daß sie den Pilgern so freundlich begegne.

Das Weib aber schüttelte abwehrend den Kopf. — „Wie dürften wir anders,“ sagt sie, „als Pilger freundlich aufnehmen. Von einem Pilger haben wir das wahre Leben erst erkannt. Wir lebten in den Tag hinein, gottvergessen und der Sünde verfallen, und da strafte uns Gott so hart, daß wir einzig den Tod für uns erflehten. Zum Sommer waren wir so elend dran, daß Alle darnieder lagen — und zu essen hatten wir auch kein Krümchen. Wir warteten nur auf den Tod — und da sandte uns Gott einen Helfer in der Noth, einen lieben Greis — gerade so wie Du sah er aus. Um Mittag trat er ein, einen Schluck Wasser zu bitten, und wie er unsere Noth erkannte, faßte ihn tiefes Mitleid, daß er nicht von der Stelle konnte — und so blieb er denn bei uns. Er hat uns Hunger und Durst gestillt, er hat uns auf die Beine geholfen, unser Land losgekauft, auch Pferd und Wagen angeschafft und dieselben hier zurückgelassen.“

Jetzt trat ein altes Weib in die Stube, fiel der Sprecherin in’s Wort: „Wahrlich, wir wissen selbst nicht recht, war er ein Mensch oder ein Engel Gottes. Alle hatte er lieb, jede Noth der Nächsten that ihn so jammern,

und dann ging er fort, ohne ein Wort zu sagen; wir wissen gar nicht, für wen wir zu Gott beten sollen. Noch sehe ich's deutlich vor mir: ich ruhe hier, den Tod erflehend, und da werde ich gewahr, daß ein Alterchen, ganz gewöhnlicher Mensch, nur kahlköpfig war er — hereintritt und um Wasser bittet. Ich arge Sünderin murre noch gar: was will hier das Bettelpack? Und er, heiliger Mann, hat Wunder an uns gethan. Als er unsere Noth erkannte, gleich warf er den Reisesack ab, setzte ihn hier nieder und band ihn los . . ."

Das kleine Mädchen legte sich plappernd darein: „Nein," eifert es, „nicht so war es, Großmütterchen, zuerst legte er den Sack hier mitten in die Stube nieder, und nachher hob er ihn auf die Bank." Und so wetteiferten sie noch eine Weile fort, aller Worte und Werke des edlen Helfers gedenkend: wo er gesessen in ihrer Mitte, wo er geschlafen, was er gethan, was er zu Dem oder Der gesprochen.

Zur Nacht kam auch der Bauer-Wirth nach Hause gefahren mit dem von Elisa dagelassenen Pferdchen, begann auch von dem Gottesmann zu erzählen, der so große Liebe an ihnen gethan. — „Wäre er nicht zu uns gekommen, wir wären Alle in Sünden dahingefahren . . . Im Sterben lagen wir in bitterster Verzweiflung, wider Gott und Menschen murrend. Er hat uns mit Liebe aufgerichtet, durch ihn haben wir Gottes Wege erkannt und wieder an gute Menschen Glauben gefaßt. Dafür segne ihn Christus und schenke seiner Seele das Himmelreich. Ehedem lebten wir wie das dumme Vieh, er hat uns zu Menschen gemacht."

Nachdem die Leutchen Jefim mit Speise und Trank erquickt, boten sie ihm ihr bestes Lager für die Nacht und legten sich schlafen.

Gedankenvoll lag Jefim, der Schlaf mied seine Augen: der alte Elisa wollte ihm nicht aus dem Sinn — wie er ihn geschaut zu Jerusalem, dreimal nach der Reihe, immer an dem vornehmsten Platz.

„Das also war es," geht er in sich, „worin er mir zuvorgekommen. Ob mein Opfer angenommen oder nicht, ist sehr die Frage, ihn aber hat Gott gewißlich angenommen."

Den andern Morgen nahm er Abschied von den Leutchen. Sie versorgten ihn mit frischen Piroggen auf den Weg und gingen an ihr Tagewerk. Jefim setzte die Wanderschaft fort.

XII.

Genau ein rundes Jahr hatte Jefim in der Fremde geweilt. Zum Frühling war er der Heimath wieder nah.

Eines Abends langte er zu Hause an. Der Sohn war nicht daheim: er saß in der Schenke. Ganz betrunken taumelte er endlich heran; Jefim eilte, ihn über Vieles zu befragen. Aus Allem ging hervor, daß der liederliche Trinker in des Vaters Abwesenheit das Hauswesen heruntergebracht. Das Geld hatte der Tropf verschleudert, die Geschäfte arg vernachlässigt. Da begann Tarassitsch seinem Ungerathenen den Kopf zu waschen. Dieser entgegnete mit garstiger Grobheit.

„Hättest Dich selber zu Hause tummeln sollen und nicht so müßig spazieren gehen," spöttelt der arge Sünder; „aber Du gehst lustig in die weite Welt, nimmst noch alles Geld mit hinweg, und jetzt kommst Du's von mir abfordern."

Der Greis fuhr zornig auf, gab dem Sohn einen Backenstreich.

Am nächsten Morgen ging Jefim zu dem Aeltesten, seinen Paß abzuliefern, — da kam er an Elisa's Hof vorüber. Das alte Weib des Elisa, auf der Vortreppe beschäftigt, bietet ihm freundlichen Gruß:

„Guten Morgen, Gevatter," spricht sie milde lächelnd, „hast Du gesund die lange Pilgerschaft vollbracht?"

Jefim Tarassitsch blieb stehen.

„Gott sei Dank und Lob," giebt er zur Antwort, „bei guter Gesundheit Alles vollbracht, aber Dein Alterchen ist mir unterwegs verloren gegangen — und ich höre, daß er längst wieder daheim ist?"

Das war der Alten Wasser auf die Mühle, — das Plaudern war ihre Herzenslust.

„Freilich ist er daheim," sagt sie, „schon lange ist er wieder da, unser Ernährer. Ich denke so um Mariä Himmelfahrt war es. War das eine Lust und Freude bei uns zu Haus, daß Gott ihn uns wieder hergeführt. Gar zu traurig war es auch ohne ihn. Seiner Hände Arbeit ist ja nicht Wunder was, — die guten Jahre sind eben hin. Aber sein Köpfchen ist goldeswerth, und er macht uns die helle Freud'. Unser Junge wurde schier toll vor Jubel. Ohne den Vater, sagt er, geht

mir's wie ohne das Himmelslicht. Ueberall fehlt er uns, wir härmen uns ab in der Stille und zählen die Tage und die Stunden — immer auf des Ersehnten Heimkehr zielend."

„Sage doch, Mütterchen, ist er jetzt daheim?"

„Daheim, lieber Freund, im Bienengarten ist er, einen Schwarm einzustreichen. Ein wundergutes Schwarmjahr, meint er. So neue Kraft hat Gott in die Bienen gelegt, daß mein Alterchen sich gar nicht zu erinnern weiß. Haben's ja nicht verdient, wir Sünder, wie Gott uns segnet. Komm doch ein wenig herein, herzlieber Freund — was wird mein Alterchen Augen machen!"

Jefim schritt durch den Flur, dann durch den kleinen Hof — nach Elisa's Bienengarten. Und da schaut er — steht Elisa ohne Schutzhaube, ohne Fausthandschuhe, in seinem alten Kaftan, unter einer Birke, — hat die Arme ausgebreitet, blickt zur Höhe — und gar ein wunderbares Leuchten über der Glatze spielt um sein Haupt, gerade so wie damals zu Jerusalem am Grabe des Herrn. Ueber ihm, gleichfalls an Jerusalem mahnend, flimmert durch das zarte Laub der Birke in hundert Flämmchen das Sonnenlicht herein, und um seinen Kopf winden sich goldgeflügelte Bienchen zur Krone — summen hin und her und stechen ihn gar nicht. — Betroffen hielt Tarassitsch stille.

Da rief Elisa's Alte ihren Gatten laut beim Namen. „Schau her, der Gevatter ist wieder da!"

Elisa sah um sich, und helle Freude strahlt' ihm aus den Augen; rasch ging er dem alten Freund entgegen, leichthin die Bienen aus seinem Barte streichend.

„Guten Tag, Gevatter, guten Tag, Du lieber Mensch! . . . Alles gut abgelaufen?“

„Wohl haben's die Füße abgelaufen, auch heiliges Wasser aus dem Jordan hab' ich Dir mitgebracht. Sprich bald einmal vor — hol' es Dir selber ab. Aber ob Gott das Opfer auch angenommen?“

„Nun, Gott sei gelobt, Christus erlöse alle Seelen!“

Jefim ließ den Kopf hängen. —

„Mit den Füßen hab' ich's vollbracht, aber ob ich auch recht mit der Seele dabei war, oder vielmehr ein Anderer . . .“

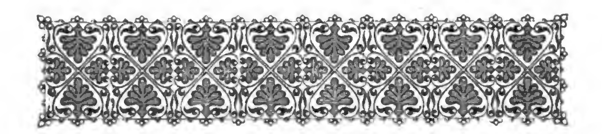
„Ein frommes Werk, Gevatter, ein gottgefälliges Werk!“

„Bin auf dem Rückweg auch in jene Hütte eingekehrt, wo Du zurück bliebst, Deinen Durst zu löschen.“

Elisa erschrak, suchte schnell darüber wegzukommen. — „Ein gottgefälliges Werk, Gevatter . . . Aber was stehen wir da — willst Du nicht eintreten in unser Hüttchen, von meinem Honig kosten? . . .“ So unterdrückte Elisa die heikle Sache und lenkte das Gespräch auf Wirthschaftliches.

Jefim seufzte nur leis vor sich hin und machte keinerlei Andeutungen mehr gegen den Freund von den Leutchen jener Hütte sowie auch dessen, daß er ihn in Jerusalem geschaut. Doch klar stand es vor seinem Geist, daß Gott der Herr einem jeden Menschen auferlegt, an die Brüder hienieden Abgaben zu entrichten — in wahrer Liebe und guten Werken.





Ein Kerzlein.

Evang. Matthäi 5, 38. 39.

Diese Geschichte ereignete sich auf einem Herrengut. Es gab auch dazumal Herrschaften aller Art. Es fehlte nicht an solchen, die das letzte Stündlein und den lieben Gott im Herzen trugen und darum sich der armen Leute erbarmten, es gab aber auch hartherzige Sünder und Menschenquäler, an die man nur mit Bitterkeit zurückdenken mag. Doch die allerschlimmsten Vorgesetzten waren in der Regel die, welche aus den Reihen der Leibeigenen emporgekommen: aus Niedrigkeit und Schmutz — auf zu der Fürsten Putz! Sie waren es zumeist, welche dem armen Mann das Leben sauer machten.

Auch auf dem Herrengut, von welchem hier die Rede ist, wußte sich ein Tyrann von diesem Schlage als Gutsverwalter zu behaupten. Die Bauern hatten Frohndienste zu leisten. Grund und Boden war im Ueberfluß vorhanden, und es war ein fruchtbares Land, reichlich gesegnet mit Wasser, Wiesen und Wald. Herrschaft und

Bauerschaft hätte volle Befriedigung gefunden, wäre nur nicht der böse Verwalter gewesen — aus den Reihen der Hörigen eines andern Gutes zu seinem Posten emporgehoben.

Die Zügel seiner Macht nahm er gleich stramm in die Hände, dem armen Bauernvolk den Fuß auf den Nacken setzend. Der Mann hatte Familie — sein Weib und zwei verheirathete Töchter — auch hatte er sein Schäfchen schon längst im Trockenen, konnte ein behagliches und sorgenfreies Leben führen, ohne der Sünde zu fröhnen; doch ihn plagte der giftige Neid und ließ ihn versinken in Laster und Rohheit.

Die Sache fing damit an, daß er die Bauern über Gebühr mit Frohndiensten belastete und ihre Freiheit verkürzte. Er errichtete eine Ziegelbrennerei, plagte daselbst Männer und Weiber mit erdrückender Arbeit, und die fertigen Ziegelsteine verkaufte er für schönes Geld. Die Bauersleute kamen nach Moskau, wo ihr Gutsherr lebte, und führten Klage wider den Verwalter; doch das übte gar keine Wirkung auf ihre Nothlage. Der Herr ließ die Bauern ohne Tröstung gehen, den Verwalter aber frei nach Willkür schalten. Und dieser Unmensch kam nur zu bald dahinter, daß die Bauern wider ihn Klage geführt, und er säumte nicht, bittere Rache dafür zu nehmen. Immer härter und grausamer bedrückte die armen Bauern das schwere Kreuz. Es fanden sich treulose Brüder unter ihnen, welche dem Verwalter mit Angebereien gegen ihresgleichen dienten, so daß Jedermann dem besten Freund nicht mehr zu trauen wagte. Die ganze Bevölkerung des

Ortes gerieth in Verwirrung, und der Verwalter raste immer wüthender.

Die Zeit brachte hier weder Rath noch Linderung. Es lag endlich so weit im Argen, daß alles Volk den grimmigen Verwalter fürchtete, als wäre er ein reißendes Thier. Kam er durch ein Dorf gefahren, gleich floh alles scheu aus dem Weg. wie vor dem Wolfe flüchtend — mit heiler Haut in Sicherheit, gleichviel wohin sich bergend, nur aus den Augen dem argen Wütherich! Das merkte der Verwalter sehr genau, und immer wilder kochte in ihm der finstere Groll, die Furcht der Leute ärgerte ihn auch. Mit Prügelstrafen und harter Arbeit that er die Bauern drücken, und namenlose Marter mußten die armen Teufel von ihm ausstehen.

Es ist ja dagewesen, daß man solche Uebelthäter durch rasche Mordthat aus der Welt geschafft — und mit ähnlichen Plänen und Anschlägen trugen sich auch die Bauern tief im Geheimen. Kamen sie an drittem Ort zusammen, so rückten die Beherzteren wohl auch mit der Sprache heraus: — „Sollen wir unsern gottvergessenen Peiniger noch lange weiter dulden? Nein! lieber mit einem Schlage in's Verderben, — solchen Teufel um's Leben bringen, ist gar keine Sünde!“

Eines Tags, in der stillen Woche vor Ostern, waren die Bauern im Walde versammelt: der Verwalter hatte sie hingeschickt, den herrschaftlichen Wald zu säubern. Da saßen sie beim Mittagsmahl im trauten Kreis und fingen an zu plaudern:

„Sagt, Brüderchen, was soll daraus werden?“ klagten sie einander ihre Noth: — „wie sollen wir denn weiter

leben? Der Unmensch wird uns abrackern bis auf's Blut, jedes häusliche Glück ausrotten mit Stumpf und Stiel. Abgemartert hat er uns mit Arbeiten aller Art: bei Tag und bei Nacht soll man sich plagen, weder Männern, noch Weibern will er die nöthige Leibesruhe lassen. Und ist nur das Kleinste nicht ganz nach seinem Sinn, gleich sucht er Händel, läßt uns mit Ruthen peitschen. Semen, der arme Tropf, ist gar gestorben an den Folgen einer Ruthenstrafe; Anisim hat er in Fesseln gelegt. Weß' haben wir uns zu versehen von solchem Teufel? Heut Abend wird er hier angeritten kommen, gleich wieder Händel suchen — da sollte man ihn flugs vom Pferde reißen — rasch mit der Axt ihm auf den Kopf, und der Sache ein Ende . . . Ihn irgendwo im Walde verscharren, wie einen Hund, und alle Spuren fein gesäubert . . . Nur diese Abrede voraus: Alle zusammen wie ein Mann! Tod dem Verrath!"

Das sprach Wassili Minajew. Mehr als jeder Andere war er von Rachedurst erfüllt gegen den Verwalter. Jede Woche mußte er Ruthenstrafe leiden, und sein Weib war ihm mit Gewalt entrissen, mußte dem Verhaßten als Köchin dienen.

So schmiedeten die Bauern ihren Racheplan und waren alle einig. Gegen Abend kam der Verwalter angeritten. Grimmig musterte er die Leutchen von seinem Roß herab, fand augenblicks einen Streitpunkt: man habe die Bäume nicht ordnungsmäßig ausgeschlagen. Er sah da im Holzstoß eine junge Linde.

„Ich habe Euch doch gesagt, daß keine Linden ge-

schlagen werden sollen! Wer hat die Linde gefällt? Gebet mir den Thäter an, sonst lasse ich alle peitschen!"

Und er ging mit Eifer an die Untersuchung, in wessen Reihe die Linde wohl gestanden. Man wies ihm den Sidor. Der Verwalter schlug dem armen Sidor das ganze Gesicht blutig. Dann gab er noch dem Wassili etliche Peitschenhiebe mit seiner „Tatarka," weil der Holzstoß nicht groß genug, und ritt wieder heimwärts.

Den Abend kamen die Bauern wieder zusammen, und da begann Wassili zu reden:

„Ach, Brüder, erbärmliches Gesindel! Nicht Menschen, sondern Sperlinge seid Ihr! . . . ‚Alle wie ein Mann, Alle wie ein Mann . . .' und kommt es zum Handeln, — husch, alle fort unter das Schirmdach. So machen's die Sperlinge auch, wenn sie wider den Habicht sich zusammenrotten: ‚Tod dem Vorrath! Alle zusammenstehen fest und treu!' Und wie der Räuber auf sie herabschoß, husch, waren sie alle fort in das Nesselkraut. Der Habicht aber packte wie der Blitz mit seinen Krallen, was ihm gefällig, und fuhr mit der Beute auf. Da flatterten die Sperlinge wild hervor: ‚Tschiwik, Tschiwik,' — sie zählen ihrer einen zu wenig. ‚Wer fehlt? Der Wanka ist's. Aha! Geschieht ihm ganz recht, der hat es wahrlich nicht besser verdient . . .' Gerade so verfahret auch Ihr. ‚Tod dem Verrath' — und Ihr übet Alle Verrath! Wie er den Sidor in's Gesicht schlug, da hättet Ihr fest zusammenstehen sollen, und gleich hätten wir ein Ende gemacht. Ihr aber: ‚Tod dem Verath, Tod dem Verrath, Alle wie ein Mann . . .' und wie er über

uns herfiel, der grimmige Feind, — husch, Alle in's Gebüsch."

In dieser Weise ging das Gerede öfter und öfter, die Bauern nahmen sich herzhaft vor, den bösen Verwalter aus der Welt zu schaffen. Mitten in der stillen Woche ließ der Unmensch den Bauern anbefehlen, daß sie sich bereit machten, in der heiligen Osterwoche das Herrenland für Hafersaat zu pflügen. Bitter kränkend traf die Bauern solcher Befehl, und sie versammelten sich am Charfreitag bei Wassili, auf dem Hinterhof, und gingen mit erneutem Eifer an ihre Verschwörung:

„Hat er den lieben Gott ganz und gar vergessen, daß er so schreckliche Sünden begehen mag, so ist es wahrlich an der Zeit, daß wir ihn aus der Welt schaffen. Mit einem Schlage sei Alles gethan."

Auch Peter Michejew kam dazu. Ein stiller und friedfertiger Bauer war Peter Michejew, und er schüttelte nur mißmuthig den Kopf zu den bösen Anschlägen der Brüderchen. Die argen Drohreden hörend, trat er näher hinzu und nahm das Wort:

„Eine große Sünde ist's, liebe Brüderchen, was Ihr im Schilde führet. Die Seele verderben — das ist ein ungeheures Verbrechen. Eines Andern Seele verderben, ist ja leicht gethan, aber wie muß die eigene hernach dafür leiden? Er begeht arge Sünden, ihm steht Böses bevor. Dulden, Brüderchen, immer noch dulden sollen wir."

Wild brauste der Zorn in Wassili auf ob solcher Langmuth.

„Der plappert uns allemal sein altes Lied: große Sünde, einen Menschen zu erschlagen. Das weiß Jeder von klein auf; aber es fragt sich doch immer, was für einen Menschen. Große Sünde ist's, einen guten Menschen zu erschlagen; doch einen Missethäter, einen Brudermörder, eine Hundeseele — kann Gott so Arges lieben? Muß Gott nicht wollen, daß man es vertilge? Einen tollen Hund soll man erschlagen, um die Menschen vor seinem Biß zu bewahren. Unsern Tollkopf nicht erschlagen, würde das Uebel und die Sünde immer ärger machen: seht Ihr denn nicht, daß er uns Alle zu Grunde richtet? Und müssen wir auch leiden für die Mordthat, so leiden wir doch für die Brüder. Die Brüder alle werden uns Gotteslohn erbeten. Werden wir aber noch länger so trödeln und maulaffen, so wird er uns Allen den Rest geben. Ein leeres Gefasel nur, Michejew, was Du uns vorbringst. Sage doch — wird es eine geringere Sünde sein, wenn wir an dem großen Festtag unseres Herrn Jesu Christi alle zur Arbeit hinaus fahren? Du selbst wirst nicht mitwollen."

Darauf entgegnete Michejew:

„Warum soll ich nicht mitgehen? Wird man uns zur Arbeit schicken, so werde auch ich mit meinem Pflug hinaus fahren. Nicht für mich werde ich schaffen. Gott weiß ja, wem die Sünde zur Last fällt. Wir sollen nur sorgen, daß wir Ihn im Herzen tragen. Wisset, liebe Brüderchen, ich rede nicht aus eigener Weisheit. Wäre uns in Gottes Geboten gelehret, ein Uebel durch ein anderes auszurotten, dann hätten wir ein Recht Gottes

für unser Beginnen; so aber ist uns Anderes gelehret. Du meinst das Uebel aus der Welt zu schaffen, und es fährt in Deine Seele. Einen Bruder morden, ist nicht weise! Das Blut bleibt an der Seele kleben. Mordest Du einen Menschen, so befleckest Du Deine Seele mit Blut; Du wähnest in Deiner Thorheit, das Uebel habest Du weggeräumt — aber siehe zu, ob nicht ein anderes Uebel, das hundertmal ärger ist, in Dir sich eingewurzelt hat . . . Beuge Dich dem Elend, und das Elend wird sich beugen . . ."

Das machte die Hörer stutzig. Die Versammelten schieden sich in zwei Lager: die Einen stimmten für Wassili's Meinung, die Andern mußten dem gottesfürchtigen Peter Recht geben: man solle die arge Sünde meiden, noch länger dulden und ausharren.

Die Bauern hatten in alter Weise ihren Ostersonntag gefeiert. Gegen Abend kam der Starosta (Dorfälteste) mit den Gemeindeschreibern vom Herrengut und erklärte: „Michael Semenowitsch, unser gestrenger Verwalter, läßt den Befehl ergehen, daß morgen alle Bauern auf's Feld fahren sollen, das Herrenland für Hafersaat zu pflügen." Der Starosta und die Gemeindeschreiber machten die Runde durch das ganze Dorf und verkündigten allen Bauern, daß sie morgen zu pflügen hätten: Der sollte zum Fluß hinaus, der an die große Landstraße u. s. w. Die Bäuerlein klagten sich unter Thränen ihre Noth, doch Niemand war so keck, sich offen zu widersetzen; den andern Morgen fuhren sie alle auf's Feld, ein jeder mit seinem Hakenpflug, und gingen verdrießlich an die

bittere Mühe. Von dem Kirchthurm herab läuteten alle Glocken zur Frühmesse, allenthalben lustwandelte das Volk in festtäglichem Putz, — und die Bauern mußten pflügen.

Michael Semenowitsch, der böse Verwalter, erwachte ziemlich spät aus tiefem Schlaf. Kaum aus dem Bette auf, eilte er fort, in der Wirthschaft nach dem Rechten zu sehen. Die Seinigen — die Gattin und eine verwittwete Tochter (zum Fest auf Besuch gekommen) putzten sich im Ankleidezimmer. Ein Knecht spannte die Pferde vor den Wagen, die Frauen fuhren nach der Kirche. Nach einer Stunde kamen sie wieder vorgefahren; eine Magd stellte die Theemaschine auf. Da kam auch Michael Semenowitsch wieder heim; sie setzten sich um den Theetisch. Michael Semenowitsch trank ein Glas Thee, steckte sich ein Pfeifchen an und rief den Starosta.

„Nun, wie steht es denn?“ forschte er: — „Hast Du die Bauern zum Pflügen aufgestellt?“

„Das habe ich gethan, Michael Semenowitsch.“

„Recht so, und alle sind hinausgefahren?“

„Alle sind auf die Felder hinaus, ich habe sie selbst an ihre Plätze geführt.“

„Hingeführt und aufgestellt — das hast Du fertig gebracht, aber ob die Schlingel auch arbeiten? Reite mal hinaus, sieh zu, was sie schaffen, und sage den Leuten, daß ich gleich nach Mittag selbst ein wenig vorkommen will. Daß mir eine Dessjatine auf je zwei Pflüger aufgeackert sei, und zwar gut geackert! Finde

ich ein Verschulden in der Arbeit, soll mich der Feiertag nicht hindern —"

„Ihr Wille ist Befehl."

Der Starosta wollte sich eilig entfernen, aber Michael Semenowitsch rief ihn noch zurück. Er schien wie auf Nadeln zu sitzen, der gestrenge Michael Semenowitsch, drehte sich hin und her, bewegte etwas auf der Zunge und mochte nicht heraus mit der Sprache. Noch eine Weile drückte er sich herum, dann sagte er:

„Nur das noch: horche Du 'mal ein wenig herum, was diese nichtsnutzigen Faulenzer über mich reden. Was die Schurken etwa an Schimpf- und Lästerreden wider mich im Munde führen, alles sollst Du mir treulich berichten. Ich kenne sie wohl, die Halunken! ich weiß ja, wie unlieb ihnen die Arbeitsmühe ist: nur immer auf der Bärenhaut liegen und herumlottern, das wäre nach ihrem Sinn; Fressen und Saufen und Müssiggang -- das ist ihre Lust, aber daß man dabei gute Zeit der Feldarbeit versäumt, überall zu spät kommt, das macht ihnen gar keine Sorgen. Darum trage ich Dir auf, fein unbemerkt auf ihre Rede zu lauschen, was jeder sagen wird, und mir Alles zu hinterbringen. Es ist sehr nöthig, daß ich es wisse. Geh' hin und spitze die Ohren, daß Du mir Alles behaltest, kein Wörtlein verhehlest."

Der Starosta drehte sich auf den Hacken herum, entfernte sich rasch, schwang sich auf's Pferd und ritt zu den Bauern auf's Feld.

Die Verwalterin, welche ihres Mannes Rede zu dem Starosta erhorcht hatte, trat zu dem Gatten und

drang in ihn mit zarten Bitten. Sie war eine Frau von zarter Gemüthsart, und ihr gutes Herz litt namenlose Qualen durch die Grausamkeit ihres Eheherrn. Wo sie es irgend vermochte, besänftigte sie des Rasenden Jähzorn und nahm die Bäuerlein vor ihm in Schutz.

Jetzt näherte sie sich dem Gatten und flehte ihn an aus blutendem Herzen.

„Freund meiner Seele, Mischenka,“ sprach sie in schmeichelndem Tone, „bedenke den großen Festtag, den Feiertag Gottes, und versündige Dich nicht; um Christi willen, lieber Mann, entlasse die Bäuerlein . . .“

Doch Michael Semenowitsch verstockte sein Herz gegen der Gattin Rede, ja er verlachte ihre Mahnung:

„Wohl schon allzu lange her,“ sagte er, mit dem Finger drohend, „daß meine Peitsche nicht mehr über Deinen Rücken gefahren! Wirst mir ja wieder keck und über alle Maßen vorlaut — legst Dich in allerlei Sachen, von welchen Du gar nichts verstehst!“

„Mischenka, mein lieber Herr und Gemahl, ich habe einen bösen Traum gehabt: Du warst mir in dem Traum so schrecklich elend, ich mag es gar nicht sagen! Folge diesmal meinem Rath, laß die Bäuerlein nur heute von der Arbeit . . .“

„Alle Wetter, ich sag' es ja! Blöde Närrin, hast mir zu gute Tage gehabt! Bildest Dir ein, die Peitsche soll Deinem fetten Wanst keine Schmerzen bereiten? Hüte Dich!“

Wilder Zorn flammte in des Verwalters Augen, er versetzte dem Weibe einen derben Schlag auf den

Mund mit dem glühheißen Pfeifenkopf und jagte sie von sich, ihr grimmig nachschreiend, daß man sogleich das Mittagessen auftrage.

Zu Mittag speiste Michael Semenowitsch eine kalte Suppe, Fleischpiroggen, Schweinebraten mit Sauerkohl, Nudelpudding mit Rahmsauce, trank dazu Kirschbranntwein, nahm zuletzt noch ein Stück von der süßen Pirogge — ließ endlich die Köchin kommen und hieß sie frohe Lieder singen, während er selbst die Guitarre nahm und zu dem Gesang eine Art Begleitung klimperte.

So saß der Gottvergessene in heiterster Stimmung, sein schweres Mahl verdauend, immer lässiger über die Saiten fahrend, mit der saubern Köchin schäkernd und liebelnd. Auf einmal trat der Starosta herein, machte seinen Bückling und schickte sich an, dem Gestrengen zu vermelden, was er draußen auf den Feldern wahrgenommen.

„Nun, wie steht's denn? Arbeiten die Schurken? Werden sie auch fertig mit ihrem Theil?“

„Bereits über die Hälfte haben sie durchgeackert.“

„Und gar keine ungepflügte Stellen? Wie?“

„Ich habe keine gefunden, sie pflügen gut; die Furcht treibt sie an . . .“

„Aber sage 'mal, der Erdaufwurf ist doch gut?“

„Der Aufwurf ist lockere Erde, gerade wie Schießpulver fällt er auseinander.“

Eine Weile saß der Verwalter in gedankenvollem Schweigen.

„Nun gut — aber was reden die Bauern über mich, gewiß lauter Schimpf- und Schmähreden?“

Der Starosta wollte nicht gleich mit der Sprache heraus, doch Michael Semenowitsch herrschte ihn zornig an, die volle Wahrheit wolle er hören.

„Alles sollst Du mir sagen! Nicht mit Deinen, sondern mit ihren Worten sollst Du mir's vortragen. Wirst Du die Wahrheit sagen, so will ich Dich reich belohnen, wirst Du mir das Geringste verhehlen, so habe mir ja keinen Groll, wenn ich Dich durchpeitschen lasse ... Heda! Katjuscha, reich ihm ein Gläschen Branntwein, daß er frischen Muth fasse."

Die Köchin that, wie ihr geheißen, reichte dem Starosta ein Gläschen von dem Kirschbranntwein. Der Starosta murmelte einen Glückwunsch, leerte das Glas auf einen Zug, wischte sich den Mund ab und schickte sich an, Bescheid zu ertheilen. — „Komme denn, was wolle," sann er im Stillen: — „es ist ja nicht meine Schuld, daß sie ihn nicht loben: er soll die Wahrheit hören, wenn er nicht anders will ..." Nachdem er sich so ein Herz gefaßt, begann der Mann zu reden:

„Sie murren, Michael Semenowitsch, und führen bittere Reden."

„Aber was reden sie denn? Sage mir Alles!"

„Die Einen sagen: er glaubt wohl nicht an Gott."

Der Verwalter lachte auf.

„Wer von den Leutchen hat das gesagt?"

„Alle die Bauern sagen es. Sie behaupten: Der Mann hat sich gewißlich dem bösen Geist ergeben."

Wieder lachte der Verwalter. „Das ist Alles ganz hübsch," sagte er; „doch Du sollst mir im Einzelnen er-

zählen, was Jeder gesagt hat. Was hat der Waska gesagt?"

Gegen seine Sippschaft und die guten Freunde wollte der Starosta nichts Schlimmes sagen, doch mit dem Wassili lag er seit Jahren in bitterem Hader.

„Der Wassili," fuhr es ihm leicht heraus, „hat ärger als alle Andern gewettert."

„Gut. Aber welcher Ausdrücke hat er sich bedient? Rede mir frei heraus!"

„Es ist schrecklich, nur daran zu denken! Er droht gar fürchterlich: Der Mensch wird unfehlbar eines jähen, unbußfertigen Todes sterben . . ."

„Beim Teufel, das ist ja ein ganzer Held!" rief der Verwalter lachend. „Was gafft er denn lange müssig zu — warum zögert er noch, mir den Hals abzuschneiden? Aber gewiß fühlt er, daß seine Arme noch nicht stark genug sind, so Hartes zu vollbringen. Vortrefflich, der Spaß gefällt mir: Waska, mein lieber Schatz, wir wollen schon in's Reine kommen mit einander . . . Nun weiter — Tischka, der Hund, hat wohl auch das Maul bitter voll?"

„Alle miteinander haben Uebles geredet."

„Wohl; aber ich will ja wissen, was ein Jeder gesagt hat."

„Es ekelt mich an — ich mag es gar nicht wiederholen."

„Mensch, was ekelt Dich an? Was soll mir die Zimperei, willst Du gleich Alles sagen?!"

„Sie sagen Alle — daß ihm der Bauch platze und ihm die Eingeweide herauskämen."

Das machte Michael Semenowitsch großen Spaß; er hielt sich die Seiten vor Lachen.

„Wir wollen doch sehen, wem die Eingeweide eher herauskommen, mir oder diesen Windmenschen! Wer hat denn das gesagt? Wohl der Tischka?"

„Keiner von ihnen hat ein gutes Wort gesagt, Alle wetteifern in Schmähen und Drohen."

„Glaub's schon; doch der Petruschka Michejew, was hat der gesagt? Der wunderliche Kopfhänger hat wohl auch tüchtig mitgeschimpft?"

„Nein, Michael Semenowitsch, der Peter hat kein ungutes Wort gesagt."

„Was macht er denn?"

„Er ist der einzige von allen Bauern, der gar nichts gesprochen hat. Und ein gar zu wunderlicher Kauz ist er. Ich traute meinen Augen nicht, Michael Semenowitsch, wie ich ihn da sah."

„Was that er denn?"

„Ja, was Der that — alle Bauern hatten ihr helles Wunder . . ."

„Mensch, wirst Du mir bald sagen, was es ist!"

„Es ist wirklich sehr wunderbar. Er pflügt die Dessjatine am Abhang des Turkinberges. Wie ich da zu ihm angeritten kam, vernahm ich einen herzergreifenden Gesang: Der Mann ließ ein frommes Lied erschallen, so feierlich und wunderschön, — und auf dem Hakenpflug zwischen den Deichselarmen flimmert's wie ein Feuerschein."

„Nun?"

„Immer heller flimmert das Lichtlein auf. Ich reite näher hinzu, und da gewahre ich: — eine Wachskerze, wie man sie für fünf Kopeken das Stück an der Kirchenthür verkauft, ist an das Querholz geklebt, brennt da mit lustigem Flämmchen, über welches der Wind keine Macht hat. Und der Bauer, in seinem Feiertagshemd, schreitet hinter dem Pflug, schafft rüstig sein Tagewerk und singt die heiligen Auferstehungslieder. Er wendet scharf um, er schüttelt die Erde ab, und das Kerzlein brennt lustig fort mitten im Wind. Zwei Schritte vor mir schüttelt er den Pflug, legt den Kolben herum, stößt den Haken ein — und das Kerzlein flammt wunderhell, will nicht verlöschen."

„Und was sprach der Bauer?"

„Er sprach kaum ein Wort: als er mich gewahr wurde, bot er mir den Ostergruß, dann stimmte er wieder seine Lieder an."

„Hast Du sonst kein Wort mit ihm gesprochen?"

„Nein; ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Andere Bauern, die gerade in der Nähe waren, verlachten und bespöttelten sein Thun: Schau' mal an, Brüderchen, der Michejew wird sein Lebtag daran zu büßen und zu beten haben und dennoch die Sünde nicht abwaschen, daß er am heiligen Ostertag gepflügt hat."

„Und was entgegnete Michejew diesen Spöttern?"

„Michejew sagte nur: Friede auf Erden, an den Menschen ein Wohlgefallen. Darauf nahm er wieder seinen Hakenpflug, trieb die Pferde an und begann mit lieblicher Stimme ein Osterlied zu singen. Das Kerzlein aber brannte lustig fort mitten im Winde."

Verschwunden war alles Lachen aus dem Gesichte des Verwalters. Er ließ die Guitarre fallen, senkte das Haupt und verlor sich in trübes Sinnen.

Eine geraume Zeit saß er so finster brütend; dann trieb er die Köchin und den Starosten von sich, ging in sein Schlafgemach, legte sich auf's Bett und fing an, sich unter Seufzen und Stöhnen herumzuwinden, als hätte er einen hochbeladenen Erntewagen fortzuschaffen. Sein Weib trat mit besorgter Miene zu ihm hin und drang in ihn mit Bitten und Ueberreden: er gab aber keine klare Antwort. Er sagte nur immer wieder:

„Besiegt hat er mich. Jetzt hat es auch mich angepackt.“

Das Weib ermahnte ihn mit liebevollen Worten:

„Raffe Dich auf, lieber Mann, reite auf's Feld hinaus, entlasse die Bäuerlein. Es wird Alles wieder gut werden. Wie schreckliche Thaten hast Du sonst verübt, ohne die mindeste Angst, und jetzt thust Du auf einmal so verzagt?“

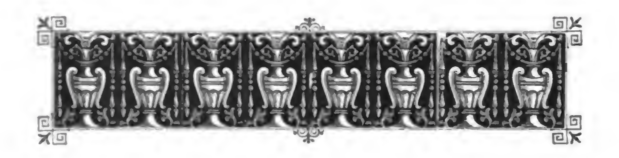
„Verloren bin ich!“ stöhnte der Verwalter. „Besiegt hat er mich. Mache nur, daß Du fortkommst mit heiler Haut, Dein Geist ist zu klein, solche Qual zu erfassen!“

So wand er sich unter arger Pein und stand nicht auf.

Den andern Morgen stand er auf, ging an sein Tagewerk, doch als ein ganz neuer Mensch. Michael Semenowitsch war ein gebrochener Mann — an seinem Herzen nagte der Kummer. Trübselig schleppte er seine Tage hin und ließ Alles gehen, wie es mochte. Allezeit

saß er müssig zu Hause. Nicht lange darauf ward seiner Machtstellung ein jähes Ende bereitet. Um die Zeit der Petrifasten kam der Gutsherr angefahren. Ließ gleich den Verwalter rufen: — Der Mann sei erkrankt, ward ihm gemeldet. Er ließ wieder einmal anfragen — immer noch krank, ward ihm gemeldet. Der Herr kam bald dahinter, daß sein Verwalter ein liederlicher Trunkenbold — und entsetzte den Taugenichts seines Amtes. Von Stund' an führte Michael Semenowitsch ein müssiges Leben unter dem Hofgesinde. Mehr und mehr sank er in Trübsinn, verbauerte nach und nach, vertrank den Rest seiner Habe, sank endlich so tief, daß er seinem Weibe alte Tücher stahl, um sie im Trinkhaus zu verschachern. Selbst die Bäuerlein erbarmten sich seiner Noth, gaben ihm Geld, daß er durch neues Trinken seinen Jammer verscheuche. Nicht ein Jahr schleppte er das Hundeleben fort. Der Branntwein gab ihm den Todesstoß.





Was die Menschen am Leben hält.

Erster Brief St. Johannis Kapitel III. 14, 17, 18;
Kapitel IV. 7, 8. 12, 16. 20.

I.

Ein Schuhmacher wohnte mit Weib und Kindern bei einem Bauersmann zur Miethe. Weder ein eigen Haus, noch Grund und Boden hatte der Handwerksmann und erwarb sich das tägliche Brod mit seiner Schuhmacherarbeit. Das Brod war theuer, die Arbeit schlecht bezahlt, und was er mühevoll zusammenbrachte, ging von der Hand immer in den Mund. — Nur einen Leibpelz hatten sie zusammen — der Schuhmacher und sein Weib, und das Ding riß schon in Fetzen, so war es abgetragen; das zweite Jahr bereits hatte der Mann im Sinn, das nöthige Schaffell zu einem neuen Pelz zu kaufen.

Zum Herbst hatte sich ein übriges Geldchen bei dem Schuhmacher eingefunden. Ein Dreirubelschein lag in

des Weibes Kasten und fünf Rubel und zwanzig Kopeken hatten sie noch ausstehen bei den Bauersleuten im Dorf.

Eines Morgens machte sich der Schuhmacher in der Frühe auf, im Dorf nach einem Pelz sich umzuthun. Er zog seines Weibes baumwollene, dick wattirte Jacke über's Hemd und darüber seinen tuchenen Kaftan; steckte sorglich den Dreirubelschein in die Tasche, holte seinen Stock aus dem Winkel und machte sich gleich nach dem Morgenbrod auf den Weg. Und im Stillen berechnete er: „Von den Bauersleuten werde ich fünf Rubel erhalten, dazu lege ich meine drei, und das soll genug sein, das nöthige Fell anzuschaffen.“

Der Schuhmacher kam in's Dorf, klopfte gleich bei einem der Schuldner an, — der Bauer war nicht daheim; das Weib versprach, ihr Mann werde im Laufe der nächsten acht Tage das Geld überbringen, gab aber keinen Kopeken heraus; der Handwerker sprach bei einem zweiten vor — da schwor ihm der Bauer bei Gott und allen Heiligen, er habe kein Geld, und gab nur zwanzig Kopeken für eine kleine Flickarbeit. Der Schuhmacher kam auf den Einfall, das Schaffell auf Borg zu nehmen. Doch der Gerber gab ihm keinen Credit, wollte nichts von Borgen wissen.

„Immer hübsch Geldchen,“ sagte er, „sollst Du mitbringen, dann kannst Du wählen nach Herzenslust, — sonst wären wir übel dran, wissen ja wohl, wie es geht mit dem Schuldenabholen.“

So mußte der arme Schuhmacher unverrichteter Dinge wieder abziehen; nur zwanzig Kopeken für die

Flickarbeit hatte er gewonnen, und von einem Bauersmann hatte er ein Paar alte Filzstiefel zum Verledern mitgenommen.

Sorge und Kummer nagten an seinem Herzen, und er vertrank die zwanzig Kopeken in der nächsten Schnapsbude, ging ohne Pelz auf den Heimweg. Morgens hatt' es ihn gefröstelt, jetzt, nachdem er den Branntwein getrunken, fühlte er sich angenehm erwärmt auch ohne Pelz. So schreitet der Schuhmacher seines Wegs, mit einer Hand sein Stöckchen gegen den frostharten Boden der Ackerfelder aufstoßend, mit der andern Hand die alten Filzstiefel herumschwenkend; und dabei murmelt er tröstend in sich hinein:

„Auch ohne Pelz,“ meint er, „habe ich warm genug. Nur einen Viertelstof getrunken, und da läuft es mir schon warm durch alle Adern. Einen Pelz vermisse ich gar nicht. Und das Herz ist wieder leicht. Bin einmal so ein frohherziger Mensch! Was kümmert es mich? Kann mich auch ohne Pelz durchschlagen. Durch alle Zeiten will ich gut fortkommen. Allein — das Weib wird mir wieder so gallig werden. Auch ist es ja bitter kränkend: Du arbeitest nur immer für ihn, und er führt Dich an der Nase herum. Aber warte! ich will Dich schon lehren: wirst Du mir das Geld nicht zahlen, so reiße ich Dir die Mütze ab, bei Gott, das will ich thun! Was soll denn das heißen! Immer nur zwanzig Kopeken abzahlen? Was kann ich mir kaufen für zwanzig Kopeken? Vertrinken — nichts weiter. Er jammert mir vor: „Große Noth!“ Du hast immer Noth; und ich soll gar

keine Noth haben? Du hast Haus und Vieh und allerlei gute Sachen, ich aber stehe mit Allem da, ein armer Teufel; Du hast Dein Brod zu Haus, ich muß mir Alles kaufen; weiß Gott, wo ich es hernehmen soll, — drei Rubel wöchentlich für Brod allein zu bezahlen. Werde nach Haus kommen, und das Brod wird alle sein. Gleich wieder anderthalb Rubel auf den Tisch. Darum sollst Du mir abgeben, was mir gehört . . ."

So mit sich redend, näherte sich der arme Schuhmacher, an einer Krümmung des Weges abbiegend, einer Kapelle, und dicht an derselben sieht er etwas Weißliches hervorschimmern. Es fing schon an dunkel zu werden; der Handwerksmann blickte forschend hin, konnte jedoch nicht heraussehen, was da so schimmerte. „Ein Stein," denkt er bei sich, „ist hier doch nicht zu sehen gewesen. Ein Vieh? Nein: es sieht einem Vieh gar nicht ähnlich. Eher wohl einem Menschen gleich — nur sonderbar hell und zart. Doch was sollte ein Mensch hier zu suchen haben?"

Er trat näher hin — da sah er das Seltsame deutlich. Was für ein Wunder! Gerade wie ein Mensch war es, ob lebend oder todt, mit bloßem Leibe dasitzend, an die Kapelle gelehnt, regungslos vor sich hinstarrend . . . Furcht und Grauen packten den Handwerksmann, denn er bedachte im Stillen: „Räuber haben wohl einen Menschen erschlagen, ihm alle Kleider ausgezogen und ihn hier liegen lassen. Wer da zu nahe tritt, kann für das ganze Leben genug kriegen."

Und der Schuhmacher ging schnell vorüber. Er bog

um die Ecke — das Schreckliche war nicht mehr zu sehen. Er schritt an der Kapelle vorbei, blickte einmal zurück und gewahrte: der Mensch saß nicht mehr an die Mauer gelehnt, er bewegte sich nach vorne, schien etwas zu suchen mit den Augen. Mit Zittern und Zagen stand der Schuhmacher stille, in seinem Innern bewegend: „Soll ich doch hingehen — oder schnell machen, daß ich fortkomme? Trete ich näher — könnt' es mir übel ergehen, wer weiß, was für ein Mensch das ist. Wohl gar wegen arger Sachen hierher gerathen. Du wirst zu ihm treten, und plötzlich wird er aufspringen und Dich würgen, Dich nicht mehr loslassen; und wird er auch nicht so gewaltthätig sein, so hast Du fortan Deine liebe Noth mit ihm. Was willst Du mit ihm anfangen? Er hat ja gar keine Kleider an. Doch nicht Dir selbst das Letzte vom Leibe reißen, ihm alles hingeben? Davor bewahre uns der liebe Gott!"

Und der Schuhmacher beschleunigt seine Schritte. Schon ist er eine Strecke davon, da mahnt ihn eine Stimme tief im Innern, läßt ihn nicht weiter gehen.

Wie festgehalten hielt er stille.

„Was ist das?" schilt er sich: „Bruder Semen, wie willst Du handeln? Ein Mensch in arger Noth liegt da im Sterben, und Du zitterst wie ein blödes Kind und willst an ihm vorbei. Hast Du etwa große Schätze gehoben? Fürchtest Du, man werde Deine Herrlichkeiten rauben? Ai, Sëma, das ist nicht recht!

Semen kehrte schnell um und schritt auf den Unbekannten zu.

II.

Er tritt näher zu dem Fremden, betrachtet ihn und erkennt: — Ein ganz junger Mensch ist es, bei Kraft und Gesundheit, keine Spuren der Gewaltthat an seinem Körper, nur ganz durchfroren scheint er und verängstigt — sitzt wieder gelehnt an die Kapelle, blickt gar nicht auf Semen, — ist wohl schon ganz von Kräften, kann auch die Augen nicht aufthun . . . Semen trat dicht vor ihn hin, und da war es, als erwache der Mensch plötzlich aus einem Schlaf — er drehte den Kopf herum, schlug die Augen auf und blickte auf Semen. Und mit diesem einen Blick stahl er sich gleich tief in's Herz hinein. Der Schuhmacher warf die Filzstiefel zur Erde, nahm seinen Ledergurt ab, legte ihn zu den Stiefeln, zog seinen Kaftan aus.

„Genug," sagte er, — „ich sehe ja schon . . . Willst Du das anziehen? Steh' mal auf . . ."

Semen griff dem Unbekannten unter die Arme, half ihm auf. Der Mensch erhob sich. Da gewahrte Semen einen zarten feinen Körper von seltener Reinheit, Hände und Füße ohne Schwielen und ein holdseliges Antlitz. Schnell warf er ihm den Kaftan über die Schultern. Der Fremde traf nicht in die Aermel. Semen lenkte ihm die Arme, zog ihm den Kaftan an, legte die Schöße über einander, gab seinen Ledergurt dazu.

Semen nahm auch schon die zerrissene Ledermütze von seinem Kopf, wollte sie dem Bruder aufsetzen, aber da fuhr es ihm bitter kalt über das Haupt, und er bedachte: „Ich habe eine Glatze über den ganzen Kopf, er

aber hat dichtes Kraushaar.“ Und er setzte sich die Mütze wieder auf. „Will ihm doch lieber Fußbekleidung geben.“ Er hieß ihn niedersitzen, zog ihm die alten Filzstiefel an.

Nachdem er ihn so gekleidet, sprach er herzlich:

„So recht, mein Brüderchen, jetzt mache Dir 'mal Bewegung, daß Du wieder warm wirst. Mit diesen Sachen hier wird man auch ohne uns fertig werden. Kannst Du gehen?“

Da steht der fremde Mensch, blickt so lieb und gut auf Semen, kann aber kein Wort herausbringen.

„Warum redest Du nicht? Willst doch nicht überwintern hier? Wir müssen eilen unter Dach. Schau Bruder, da hast Du meinen Stock, stütze Dich auf, wenn Du schwach bist. Suche Dich 'mal in Bewegung zu setzen.“

Und der Mensch geht. Leicht schreitet er dahin, bleibt nicht zurück.

Neben einander wandeln sie, und da beginnt Semen zu fragen:

„Wem, Bruder, magst Du wohl gehören?“

„Ich bin nicht von hier!“

„Die von hier sind, kenne ich alle gut. Will sagen: Wie bist Du zu uns gerathen, dort zu der Kapelle?“

„Das darf ich nicht sagen.“

„Gewiß haben Dich böse Menschen geplagt?“

„Kein Mensch hat mir Leides gethan. Mich hat Gott bestraft.“

„Wohl wahr: es kommt Alles von Gott, — aber man muß doch irgend wohin gehen wollen. Wohin zieht es Dich fort?“

„Mir sind alle Wege gleich.“

Das wunderte Semen. Einem Taugenichts und Lästerbuben sah er noch gar nicht gleich, seine Rede war sanfter Art, und doch wollte er nicht sagen, wie es um ihn bestellt. Der Schuhmacher dachte bei sich: — „Mein Gott, man lernt doch nimmer aus in dieser Welt;“ und sprach zu dem Fremdling:

„Je nun, komm doch ein wenig zu mir in's Haus, magst da ein Stündlein rasten.“

Semen ging rüstig voran nach seinem Heim, der Fremdling blieb auch nicht zurück. Ein Windstoß fuhr daher, drang Semen mit schneidender Kälte unter's Hemd — und hin ward ihm der wärmende Rausch, der Frost packte ihn bitterlich. Immer hastiger eilte er vorwärts, pustend und keuchend, des Weibes Jäckchen fester an sich ziehend und trübe sinnend: „Das ist mir aber ein sauberer Pelz: bin ausgegangen, einen Pelz zu kaufen, und kehre ohne Rock zurück, führe noch einen nackten Menschen mit heim. Matrena wird's nicht loben!“ Und wie ihm seine Matrena nun einfiel, da krampft es ihm das Herz zusammen. Er blickte nur verstohlen auf seinen Schützling, erinnerte sich jenes holdseligen Anblickes bei der Kapelle, und das Herz jubelte wieder helle auf.

III.

Semen's Weib hatte frühzeitig ihr Tagewerk vollbracht. Sie hatte Holz zurecht geschlagen, Wasser getragen, den Kindern das Abendbrod gegeben, selbst etwas

genossen — und ging endlich sorgend mit sich zu Rathe, wann sie neues Brod backen solle: heute oder morgen? Es war noch ein großes Kunststück nachgeblieben.

„Falls,“ überlegt sie, „der Semen dort ein Mittagessen gehabt und folglich heute Abend zu Hause nicht mehr viel nehmen wird, sollten wir auf morgen noch Brod genug haben.“

Drehte ihn lange hin und her, ihren übrigen Knust, und beschloß im Stillen: „Will heute das Brodbacken noch lassen. Mehl haben wir so wie so nur für das eine Mal im Vorrath. Bis Freitag müssen wir noch auskommen.“

Matrena hob das Brod gut auf, setzte sich an den Tisch und begann einen Flicklappen auf ihres Mannes Hemd zu nähen. Fleißig schaffte sie mit ihrer Nadel und war in Gedanken bei ihrem Semen — wie er das nöthige Schaffell für den Pelz kaufen würde.

„Daß ihn der Gerber nur nicht betrüge! Gar zu aufrichtige Seele, bei Gott, der Meinige. Er selbst wird Niemandem ein Haar krümmen, ihn aber kann auch ein Kindlein an der Nase führen. Acht Silberrubel Geld ist wahrlich keine Kleinigkeit. Dafür kann man ein prächtiges Pelzchen haben. Zwar ohne Ueberzug, aber doch einen Pelz. Wie haben wir unsere liebe Noth gehabt den vorigen Winter ohne Pelz! Weder an's Bächlein, noch sonst weiterhin. Und heute ist er auf und davon, hat Alles an sich genommen, für mich ist kein warmes Kleid mehr da. Früh Morgens ist er aufgebrochen — bald Zeit, daß er heim sei. Ist er wohl gar in's Trinkhaus gegangen, mein Herzblatt?“

Eben dacht' es Matrena, da knarrten die Stufen der Haustreppe, Jemand kam herein. Matrena steckte ihre Nadel fest und trat hinaus auf den Flur. Da schaut sie — zwei Männer sind hereingetreten: Semen und mit ihm ein fremder Bauersmann, ein wunderlicher Kauz ohne Mütze und in hohen Filzstiefeln.

Sogleich spürte Matrena den Branntweingeruch von ihrem Gatten. „Ach Gott," denkt sie, „mein Herz hat es vorausgeahnt, er hat getrunken!" Als sie gar merkte, daß er ohne Kaftan war, nur in dem alten Jäckchen, und gar nichts heimgebracht hatte, wie ein armer Sünder schweigend sich herumdrückte, da wollt' es dem Weibe das Herz schier brechen. „Vertrunken, verschleudert hat er das liebe Geld, alles verbraucht mit einem Bruder Liederlich und diesen noch mit heimgenommen."

Matrena ließ die Männer in die Stube, kam selbst herein. Und da schaut sie — der fremde Mann, blutjung, hager und zart, trägt ihren Kaftan am Leibe. Ein Hemd ist unter dem Kaftan nicht zu sehen, eine Mütze hat er auch nicht. Wo er eingetreten, ist er plötzlich stehen geblieben, rührt sich nicht vom Fleck, wagt nicht, die Augen zu erheben. Und Matrena meint: „Der ist gewiß kein guter Mensch — ich fürchte mich . . ."

Das Weib machte ein verdrießliches Gesicht, zog sich an den Ofen zurück, sah zu, was daraus werden solle.

Semen nahm die Mütze ab, setzte sich auf die Bank, that wie ein guter Wirth:

„Wohlan," sagt er, „liebes Weib, willst Du uns ein Abendessen geben?"

Matrena brummte nur undeutliche Laute vor sich hin. Wie sie dastand an dem Ofen — blieb sie starr wie eine Bildsäule: schaute prüfend bald den Einen, bald den Andern an und schüttelte nur mißmuthig den Kopf. Semen erkannte, daß sein Weib voll Bitterkeit; aber was war zu machen: er that, als merke er nichts davon, faßte den Fremdling bei der Hand.

„Setze Dich zu mir," sagt er freundlich: „komm', Bruder, wir wollen zusammen essen."

Der Fremdling ließ sich zaghaft nieder auf die Bank.

„Sage doch, Weib, hast Du nichts gekocht?"

Der Matrena lief die Galle über. „Gekocht habe ich freilich, aber nichts für Dich. Du hast ja, wie ich leider sehe, auch den Verstand vertrunken. Bist auf den Pelzkauf ausgegangen und ohne Kaftan heimgekehrt; hast mir zum Ueberfluß da noch einen nackten Landstreicher in's Haus gebracht. Für Euch, Tagediebe und Trinker, habe ich hier kein Abendessen."

„Stille, Matrena, Du plapperst da lauter dummes Zeug mit Deiner schnellen Zunge! Frage doch zuerst: wer dieser Mensch . . ."

„Du sage mir zuerst, wo unser Geld geblieben!"

Semen fuhr mit der Hand in die Kaftantasche, zog den Dreirubelschein hervor, reichte ihn seiner Gestrengen.

„Hier ist unser Geld; der Bauer Trifonow hat nichts bezahlt, er hat es auf morgen versprochen."

Immer bitterer schwoll es auf in Matrena: keinen Pelz hatte er gekauft und den letzten Kaftan einem

nackten Menschen an den Hals geworfen, den Taugenichts noch mit nach Haus geführt.

Hastig nahm sie das Papiergeld an sich und trug es in Sicherheit, gegen die Männer grollend:

„Habe kein Essen für Euch. Hätte viel zu thun, wollte ich alle Saufbrüder satt füttern."

„Ach, Matrena, dummes Weib, halte Deinen Mund! Höre 'mal erst, was man Dir sagen wird . . ."

„Wunder was für Weisheit werd' ich da zu hören kriegen — von einem trunkenen Einfaltspinsel. Ich wußte ja wohl, weshalb ich Dich nicht zum Manne wollte, Du ekler Säufer: Mutter hat mir schöne Leinwand gegeben — Du hast sie vertrunken; anstatt einen Pelz zu kaufen, läufst Du in's Branntweinhaus!"

Semen will seinem Weibe erklären, daß er ja nur zwanzig Kopeken vertrunken habe, will auch sagen, wo er den Fremdling gefunden — aber Matrena läßt ihn gar nicht zu Worte kommen: wo sie's nur alles hernimmt, das schnelle Geplapper, immer zwei Wörter zumal poltert sie heraus. Was vor zehn Jahren sich ereignet, auch das fällt ihr nun geschwinde ein.

Zeterte und plapperte, die ergrimmte Matrena, noch eine lange Weile fort, fuhr endlich auf ihren Semen los, packte ihn hart am Aermel.

„Gleich gieb meine Unterjacke her! Meine einzige gute Jacke, auch die hast Du mir genommen, das Ding Dir über den Bauch gespannt. Gleich gieb sie her, abscheulicher Hund, und daß Dich nur gleich der Schlag rühre, Trunkenbold!"

Semen, keines Wortes mächtig, suchte die Kuzaweika (gefütterte Aermeljacke) von sich abzustreifen, zog einen Aermel aus; das Weib riß an dem andern Aermel, daß die Jacke in allen Nähten krachte. Nahm das Ding an sich, warf es sich über den Kopf und flog an die Thür. Hinauseilen wollte sie — aber es hielt sie etwas fest: das Herz in der Brust pochte so stürmisch — halb drängt' es sie, mehr Böses zu verüben, halb wieder zu erkunden, was für ein Mensch dieser Fremde sei.

IV.

Matrena verweilte noch und sprach:

„Wäre er ein guter Mensch, so würde er gewiß nicht nackt einhergehen, und er hat ja nicht einmal ein Hemd auf dem Leibe; führten ihn gute Werke daher, Du hättest mir wohl gesagt, wo Du diesen Prachtjungen aufgegriffen."

„Ich will es Dir ja gerade sagen: ich gehe meines Wegs, und an der Kapelle sitzt dieser Mensch, ohne Kleider, starr vor Kälte. Kein Sommer jetzt — so splitterfadennackt zu sitzen. Gott hat mich zu ihm geführt, sonst wäre er jämmerlich um's Leben gekommen. Denke 'mal nach, was sollte ich thun? Man weiß ja nicht, was Alles in der Welt geschehen kann! Faßte mich rasch, gab ihm von unseren Kleidern und führte ihn her. Darum tröste Dein wildes Herz. Fürchte der Sünde Schuld, Matrena. Wir müssen Alle sterben."

Matrena, wohl geneigt, mehr böse Worte zu geben,

warf einen scheuen Blick auf den Fremdling und verstummte. Der wunderliche Mensch saß da, ohne ein Glied zu rühren, auf dem äußersten Rande der Bank. Die Hände hielt er gefaltet über den Knieen, das Haupt auf die Brust gesenkt, die Augen beharrlich geschlossen, und düsterer Unmuth lagert' auf seiner Stirn, gerade als raube ihm etwas den Athem. Kein Wort kam über Matrena's Lippen. Semen hub zu reden an.

„Matrena, bist Du denn ganz von Gott verlassen?!“

Ergreifend klang dieses Wort an Matrena's Ohr; sie blickte abermals auf den Fremdling, und wie eine Bergeslast wich es von ihrer Seele. Matrena schritt weg von der Thür, eilte nach der Ofenecke, langte das Abendessen hervor. Sie setzte ein Näpfchen auf den Tisch, goß von ihrem Kwaß in das Näpfchen, legte den letzten Knust den Männern vor. Auch Messer und Löffel gab sie dazu.

„So esset denn, was da ist,“ sagte sie. Semen nöthigte den Fremdling vor.

„Mache Dich wacker daran, junger Freund.“

Semen schnitt ein Stück von dem Brod, brockte es ein, und sie fingen an zu löffeln. Matrena ließ sich an einer Ecke des Tisches nieder, stützte sich mit dem Ellbogen auf und starrte beharrlich auf den Fremdling.

Und da dauerte er sie tief, der arme junge Mensch, sie schloß ihn auch gleich in ihr Herz. Und plötzlich flog es wie ein Freudeleuchten über des Unbekannten Züge, seine Stirne glättete sich, er schlug die Augen auf gegen Matrena und zeigte ein zartes Lächeln . . .

Die Männer hatten sich's schmecken lassen; das Weib räumte das Geschirr vom Tisch und befragte den Fremdling:

„Wem gehörst Du denn, junger Mensch?"

„Ich bin nicht von hier."

„Aber wie bist Du auf unseren Dorfweg gerathen?"

„Das darf ich nicht sagen."

„Wer hat Dich ausgeplündert?"

„Mich hat Gott bestraft."

„Und Du lagst wirklich mit bloßem Leibe bei der Kapelle?"

„So lag ich da, im Frost erstarrend. Da erblickte mich Semen, hatte Erbarmen mit meiner Noth, nahm seinen Kaftan ab, zog ihn mir an und hieß mich einkehren in sein Haus. Und hier hast Du mir Hunger und Durst gestillt, Mitleid gefühlt mit meiner Lage. Gott schenke Euch die ewige Seligkeit!"

Matrena stand auf, nahm ein altes Hemd ihres Gatten von dem Fensterbrett — das nämliche Hemd, auf welches sie eben erst einen Flicklappen genäht — und reichte es dem Fremdling; auch ein Paar Unterhosen fand sie; gab sie dazu.

„Da, nimm hin, Bruder, ich sehe wohl, daß Du kein Hemd hast. Ziehe das an, und wähle Dir ein Lager, wo es Dir gefällt: auf dem Hängeboden, oder auf dem Ofen."

Der Fremdling legte den Kaftan an, wählte sich die Lagerstätte auf dem Hängeboden. Matrena löschte das Licht aus, nahm den Kaftan und machte sich an ihres Mannes Seite.

Mit dem halben Kaftan dürftig zugedeckt, liegt das Weib und findet keinen Schlaf: der wunderliche Gast will ihr nicht mehr aus dem Sinn.

Wenn sie bedenkt, daß auch das letzte Stück Brod vollends aufgezehrt und für morgen nichts übrig ist, wenn es ihr wieder einfällt, daß sie des Mannes Hemd und Unterhosen verschenkt hat, wird es ihr bitter weh um's Herz; — Doch schaut sie 'mal im Geiste, wie so wundermild der arme Junge gelächelt, da hüpft ihr gleich das Herz im Leibe.

Lange noch konnte Matrena nicht einschlafen, und sie merkte wohl — Semen hatte auch keinen Schlaf, zog den Kaftan immer auf sich.

„Semen!“

„Was?“

„Das letzte Stück Brod ist aufgegessen, und ich habe kein neues bereit gestellt. Ich weiß gar nicht, was wir morgen essen sollen. Soll ich die Gevatterin Malanja um Aushülfe bitten?“

„Werden wir noch leben, so werden wir auch satt essen.“

Eine Weile lag das Weib in tiefem Schweigen.

„Man sieht ja wohl, daß er ein guter Mensch ist — aber warum sagt er denn immer nicht, wer er ist?“

„Gewiß hat man's ihm verboten.“

„Aber höre 'mal, Sëma!“

„Was denn noch?“

„Wir sollen nur immer geben, — aber warum will uns kein Mensch was geben?“

Semen wußte darauf keine Antwort. Er brummte nur unwillig: „genug des Geplappers!“ Drehte sich auf die andere Seite und schlief fest ein.

V.

Den anderen Morgen erwachte Semen später als gewöhnlich. Die Kinder schliefen noch, das Weib war zu den Nachbarsleuten fort, eine kleine Anleihe zu machen.

Der räthselhafte Fremdling von gestern, bekleidet mit den alten Unterhosen und dem Hemde des Schuhmachers, sitzt schon unten auf der Bank und blickt zur Höhe. Sein Antlitz ist noch um einen Schein heller als gestern. Semen spricht zu ihm:

„Höre 'mal, liebes Haupt: der Leib will Nahrung haben, und der bloße Körper Kleider. Man muß sein Brod verdienen. Verstehst Du auch zu arbeiten?“

„Ich verstehe gar nichts!“

Erstaunt prallte Semen zurück; dann sagte er:

„Wenn Du nur Lust und Liebe hast! Der Mensch kann Alles lernen.“

„Arbeiten die Menschen hier, so will auch ich arbeiten.“

„Wie soll man Dich heißen?“

„Michael.“

„Wohlan, lieber Michael, über Dich selbst willst Du mir nichts sagen — Deine Sache, — aber Brod verdienen ist nöthig. Wirst Du fleißig arbeiten, meiner

Weisung folgen, sollst Du auch Kleider und Nahrung haben."

„Gott helfe Deiner Seele, — ich will immer fleißig lernen. Zeige mir, was ich schaffen soll."

Da nahm Semen den Pechdraht, — ungerollten, spannte ihn über die Finger und ging an sein Tagewerk.

„Gar keine Kunst, schau 'mal her . . ."

Michael gab fein Acht, spannte den Draht auch über die Finger, griff die Sache genau so an, brachte das Gleiche fertig.

Der Reihe nach, von Kinderspiel zu harten Nüssen übergehend, zeigte ihm der Meister allerlei Verrichtungen seines Handwerks und hatte seine Lust an dem Geschick und hellen Kopf des neuen Lehrlings. Welche Arbeit Semen auch wählen mochte, Alles ging glatt von der Hand, und am dritten Tag fing der Geselle an zu schaffen, als hätte er sein Lebetag nur geschustert. Er arbeitete unablässig fort, war mäßig im Essen; und blieb die Arbeit zu Zeiten aus — saß er schweigsam, immer zur Höhe blickend. Auf die Straße ging er niemals, nahm kein unnöthiges Wort in den Mund, scherzte nicht, lachte auch nicht.

Ein einziges Mal nur hatten sie ihn lächeln sehen: Gleich am ersten Abend, wie das Weib den Tisch abgeräumt.

VI.

Tag um Tag, Woche um Woche gingen dahin, bald war ein Jahr herum. Und immer noch war Michael

bei dem Meister Semen als ein tüchtiger Geselle. Bereits stand der neue Schuhmacher im stolzen Ruf, daß Niemand so sauber und solide als er arbeite. Weither aus der Umgegend strömte neue Kundschaft zu dem Dorfschuhmacher, Alle lobten seine Arbeit, und da mehrte sich der Wohlstand in Semen's Haus.

Im starren Winter eines Tages saßen sie beisammen, Semen und Michael, verrichteten ihre Arbeit; da kam eine Schlittenkutsche, von schellenbehangenem Dreigespann gezogen, vor der Hütte angesaust. Die Schuhmacher blickten zum Fenster hinaus, die Kutsche hielt gerade vor ihrer Nase; ein junger Stutzer sprang von dem Kutschbock herab, öffnete den Wagenschlag. Ein feiner Herr im Schuppenpelz stieg aus dem Schlitten. Schaute um sich, schritt gleich zu dem Schuhmacherhaus, stieg auf die Haustreppe. Matrena sprang heraus, sperrte die Thür weit auf. Der vornehme Herr bückte sich, kam herein in die Stube, reckte sich wieder auf, und es fehlte nur wenig, so hätte er mit dem Kopf an die Decke gestoßen, — im ganzen Winkel machte er sich breit.

Semen erhob sich, machte eine tiefe Verbeugung und hatte sein Wunder an dem fremden Herrn. Nicht einmal von Weitem hatte er je so feine Leute geschaut. Semen selbst ist wettergebräunt und verrunzelt, Michael ist hager und zart, Matrena vollends klapperdürr — dieser hingegen, just wie ein Wesen aus anderer Welt, sieht zum Erstaunen aus: Das Gesicht über und über roth, mit Blut unterlaufen, der Nacken wie der eines Stieres, der ganze Mensch wie von Gußeisen.

Der Herr athmete schwer, nahm seinen Pelz ab, setzte sich auf die Bank und sprach:

„Wer ist der Meister dieser Werkstatt?“

Semen trat vor und sagte:

„Ich bin es, Euer Wohlgeboren.“

Der Herr rief seinen jungen Begleiter herzu.

„Hei, Fedka, gieb' mal die Waare her!“

Der junge Stutzer kam angelaufen, trug ein Bündelchen herein. Das nahm der Herr und legte es auf den Tisch.

„Bind' es mir los,“ sagt er. Der Junge band es los.

Der Herr klopfte mit dem Finger auf ein Stiefelleder und sprach zu Semen:

„Nun, höre mal, Du Schuhmacher und Meister: Siehst Du diese Waare?“

„Ja, ich sehe sie,“ lispelt Semen, — „Euer Hochwohlgeboren.“

„Aber verstehst Du auch zu schätzen, was für eine Waare das ist?“

Semen befühlte das vorliegende Leder und erklärte: „Feine Waare.“

„Das wollt' ich meinen! Du Bauerlümmel hast wohl in Deinem Leben so schöne Waare nicht gesehen. Das ist deutsche Waare, — verstehst Du mich? Zwanzig Rubel dafür bezahlt.“

Semen sank das Herz tief hinab, er sagte kleinlaut:

„Wo sollte unsereins so was zu sehen kriegen?“

„Das meine ich auch. Sage 'mal, kannst Du von diesem Leder auf meinen Fuß Stiefeln meistern?"

„Das kann ich wohl, Euer Hochwohlgeboren."

Da brauste der Vornehme gar zornig auf:

„Was kannst Du wohl?! Begreifst Du auch für wen Du arbeiten sollst, und von was für einem Leder? Stiefel sollst Du mir machen, daß sie, ein volles Jahr getragen, nicht schief und nicht abgenützt werden, daß sie nirgends Risse und Sprünge bekommen. Kannst Du das — so übernimm die Arbeit, zerschneide die theure Waare; kannst Du's nicht — so sage Dich los von der Sache, rühre mir die Waare nicht an! Ich warne Dich im Voraus — werden die Stiefel Risse und Sprünge bekommen oder sonst wie Schaden nehmen, werden sie schief getreten sein vor einem Jahre, so lasse ich Dich ohne Erbarmen in's Gefängniß werfen; werden die Stiefel gut sein, ein Jahr lang ohne Schaden halten, so will ich zehn Silberrubel für die Arbeit zahlen."

Semen sank aller Muth, er wußte nicht, was er sagen sollte. Und er warf einen fragenden Blick auf den Gesellen Michael. Als darauf kein Rath erfolgte, stieß er den jungen Freund mit dem Ellbogen an und flüsterte:

„Sollen wir annehmen?"

Michael nickte bejahend mit dem Kopf: „Du kannst," meint er, „die Arbeit getrost annehmen."

Semen folgte diesem Rath: er übernahm es, so gute Stiefel zu machen, daß sie ein rundes Jahr weder schief noch schadhaft würden.

Da rief der Herr wieder seinen Diener, hieß ihn den Stiefel von seinem linken Fuß abziehen, streckte den Fuß hin.

„Nimm mir das Maß!“

Semen nähte Papierstreifen zusammen, zehn Werschok lang, strich sie fein glatt, ließ sich auf die Kniee nieder, rieb seine Hand noch einmal tüchtig an der Schürze ab, daß er des Herrn Strumpf nicht beschmutzte, und begann Maß zu nehmen. Semen vermaß die Sohle, den Fußrücken, fing an die Wade zu messen, — das Papiermaß reichte nicht herum. Das Bein an der Wade war balkendick. „Gieb Acht, daß der Stiefelschaft nicht zu eng wird.“

Semen beeilte sich, noch ein Papierstreifchen anzunähen. Der Herr saß nachlässig da, täppelte mit den Zehen im Strumpf, musterte die Insassen der Hütte. Da fiel sein Blick auf den Michael.

„Wer ist dieser Mensch,“ fragte er, — „wohl bei Dir in der Lehre?“

„Das ist ja mein junger Meister, der soll Euch die Stiefel machen.“

„Hüte Dich, junger Mensch,“ warnte der Herr auch den Michael, „denke daran, was ich gesagt habe: ein rundes Jahr sollen die Stiefel gut bleiben.“ Auch Semen blickte zu Michael herum — und da schaut er: Michael würdigt den Herrn keines Blickes, seine Augen haften beharrlich an dem Winkel über dem Fremden, als betrachte er da etwas. Schaute und schaute, der

kluge Michael, und auf einmal flog ein Lächeln über seine Züge, daß er ganz verklärt schien.

„Was soll mir das, alberner Tölpel, was hast Du zu grinsen? Sorge Du besser fleißig, daß mir die Stiefel zu rechter Zeit fertig werden.“

Darauf entgegnete Michael:

„Sie werden gerade zur Zeit kommen, wann sie nöthig sind.“

„Das ist mein Befehl.“

Darauf zog der Herr seinen Stiefel wieder an, legte den Pelz um, schlug ihn vorne zusammen und schritt zur Thür. Da vergaß er das Bücken und stieß hart mit seinem Kopf an die Oberschwelle.

Schimpfte und wetterte gar fürchterlich, der noble Herr, rieb sich den Kopf, eilte an seinen Schlitten, stieg ein und fuhr davon.

Fort war der schwere Besuch. Semen athmete erleichtert auf.

„Großer Gott, ist Der aber eisenhart! Auch mit dem Schlägel wirst Du Den nicht abthun. Hat mir wahrhaftig den ganzen Thürstock aufgehoben, und das macht ihm gar keine Schmerzen.“

Die Matrena gab auch ihren Senf dazu:

„Bei so einem Leben, wie es die Herren haben, muß man wohl feist und glatt werden. Diesen Schmiedhammer wird auch der Tod schwerlich wegnehmen.“

VII.

Ein Weilchen später bemerkte Semen zu Michael:

„Angenommen haben wir die Arbeit nun wohl, aber daß uns nur kein Unheil daraus erwachse! Die Waare ist sehr kostbar, und der Herr ist ein Querkopf. Wie leicht ist ein kleiner Fehler gemacht! Jetzt zeige 'mal Deine Kunst, Deine Augen sehen noch schärfer, auch ist in Deinen Händen bereits mehr Geschick als in den meinen — da hast Du das Maß. Du sollst die Waare zuschneiden, ich will dann die Kopfstücke zusammennähen."

Kein Wort der Widerrede von Michael. Er nahm das feine Leder, breitete es aus über den Tisch, legte es doppelt zusammen, griff nach der Scheere und fing an zu schneiden.

Matrena trat von ungefähr herzu, schaute hin, wie der Michael zuschnitt, und war ganz verwundert, was denn daraus werden solle. Aus langer Gewohnheit kannte sie das Schuhmacherhandwerk, und hier wollte sie ihren Augen nicht mehr trauen — der Michael schnitt das kostbare Leder gar nicht nach Regel und Ordnung, sondern in lauter runde Stückchen.

Wollte gerne etwas sagen, die Matrena, aber im Innern wehrte eine Stimme: „Ich muß wohl nicht recht begriffen haben, wie der Herr die Stiefel wünscht, der Michael wird es am besten wissen — soll mich nicht darein mischen . . ."

Bald hatte Michael das Paar zurecht geschnitten; er nahm ein Stück und begann zu nähen — nicht wie es sonst der Brauch, zu zwei Enden, sondern zu einem

wie man die sogenannten Kahlschuhe (auf bloßen Füßen zu tragen) gewöhnlich näht.

Auch darüber wunderte sich Matrena, doch sie enthielt sich jeder Bemerkung. Michael nähte unverdrossen. So kam die Vesperstunde. Semen kam einmal nachschauen, was der Geselle gefördert: — Der Michael hatte aus des reichen Herrn Leder ein Paar Kahlschuhe genäht.

Semen schlug die Hände zusammen. „Mein Gott," denkt er, „ein volles Jahr ist der junge Mensch bei mir, nicht den geringsten Fehler hat er gemacht, und jetzt muß er mir auf einmal so großen Schaden anrichten. Der Herr hat Zugstiefel mit Randsohlen bestellt, und er hat ganz dünne Schuhe ohne Sohlen genäht, die kostbare Waare verhunzt. Wie soll ich nun mich abfinden mit dem Herrn? So feine Waare ist wohl gar nicht aufzutreiben."

Und er spricht zu Michael:

„Was hast Du mir da angerichtet, liebes Haupt? Du setzest mir ein Messer an die Kehle! Der Herr hat doch Zugstiefel bestellt — was hast Du denn hier gemacht?"

Eben wollte er losdonnern, dem Michael gehörig den Kopf waschen, — da poltert es außen an den Thürring, Jemand klopft herzhaft an. Alle blickten zum Fenster hinaus: ein Berittener ist da vor dem Haus — bindet sein Pferd an. Schnell wird ihm geöffnet. Herein tritt jener selbe junge Stutzer, der mit dem Herrn war.

„Guten Tag!"

„Guten Tag; was steht zu Befehl?“

„Die gnädige Frau hat mich hergeschickt wegen der neuen Stiefel.“

„Was soll's mit den Stiefeln?“

„Damit hat's nun keine Noth, unser Herr braucht keine Stiefel mehr: Er hat das Zeitliche gesegnet.“

„Mann, was redest Du?“

„Die lautere Wahrheit. Wie der Herr von Euch wegfuhr, sollte er nicht mehr nach Hause gelangen — der Tod überraschte ihn unterwegs in seinem Schlitten. Kamen zu Haus angefahren, eilten dem Herrn aussteigen zu helfen, und er lag schon wie ein Klotz, bleich und starr, mit vieler Mühe schafften wir ihn aus der Kutsche heraus. — Darum hat mich die gnädige Frau hergeschickt und mir aufgetragen: „Du sage dem Schuhmacher, daß Dein Herr, welcher Stiefel bestellt und theure Waare hinterlassen, in die Ewigkeit hinüber; darum sage dem Handwerksmann: Stiefel sind nicht mehr nöthig, er soll nur so schnell als möglich aus der nämlichen Waare ein Paar Todtenschuhe, wie sie auf bloßen Füßen getragen werden, fertig machen. Du kannst dort abwarten, bis die Schuhe fertig sind, und sie dann gleich mitnehmen.“ Darum bin ich schnell hergeritten.“

Da sammelte Michael die Lederschnitzel vom Tisch, rollte sie zusammen, nahm die fertigen „Kahlschuhe,“ klappte sie aneinander, wischte sie mit der Schürze ab. Der jugendliche Stutzer nahm die Schuhe in Empfang.

„Lebet wohl, wackere Leute! Gute Zeit!“

6*

VIII.

Seitdem war wieder ein Jahr herum, bald noch eines, und es ging endlich in's sechste Jahr, daß Michael bei dem Meister Semen lebte. Alles hatte den alten Lauf. Der feine Geselle ging nicht von Haus, sprach kein unnützes Wort und hatte alle die Zeit her nur zweimal gelächelt: Das erste Mal, als das Weib ihm ein Abendessen gereicht, das zweite Mal gegen den vornehmen Herrn. Immer neue Freuden erlebte Semen an seinem wackern Gesellen. Und niemals belästigte er ihn mit Fragen, woher Michael stamme; er hatte nur eine Sorge: Der junge Mensch könne am Ende wieder davon gehen.

Eines Tags saßen sie beisammen in dem Stübchen. Das Weib stellte Backtöpfe in den Ofen, die Kinder liefen auf den Bänken herum, guckten zu den Fensterlein hinaus. Semen schafft an einem Fenster, Michael sitzt vor dem andern, einen Hacken anklopfend.

Ein Knäblein kommt auf der Bank zu Michael gelaufen, stützt sich auf dessen Schulter und schaut zum Fenster hinaus.

„Onkel Michael, schau 'mal da, die Kaufmannsfrau mit den kleinen Mädchen will am Ende zu uns herein. Und das eine Mädchen hinkt.“

Kaum hat der Knabe das gesprochen — da läßt Michael seine Arbeit fahren, kehrt sich nach dem Fenster und starrt auf die Straße.

Darüber wunderte sich Semen. Sonst hatte Michael niemals auf die Straße geblickt, jetzt hing er mit den

Augen an dem Fenster und schien sinnend etwas anzuschauen. Semen kam näher, that auch einen Blick hinaus: und da schaut er — es kommt wirklich eine Frau zu seinem Haus, sauber gekleidet, zwei kleine Mägdlein in Pelzmänteln führt sie an den Händchen, und schöne bunte Tücher tragen sie über den Schultern. Die Mägdlein sind eins wie das andere, nicht auseinander zu kennen. Nur muß das eine Kind sein linkes Füßchen beschädigt haben — es geht etwas hinkend . . .

Die fremde Frau kam auf die Haustreppe, in den Flur, tappte nach der Thür, faßte den Griff — machte die Thür auf. Ihre beiden Mägdlein ließ sie voran eintreten, dann trat sie selbst in die Stube.

„Guten Tag, Ihr Leutchen!“

„Bitte, nur herein, werthe Frau. Was ist gefällig?“

Die Frau ließ sich nieder an dem Tisch. Die Mägdlein drückten sich ängstlich an ihren Schooß: sie scheuten fremde Menschen.

„Meine kleinen Mädchen sollen auf's Frühjahr neue Schuhe haben.“

„Gut, die wollen wir machen. Zwar haben wir so kleine Schuhe noch gar nicht gemeistert, aber man kann Alles. Wünschen Sie Randschuhe oder Zeugstiefelchen mit Aufschlägen? Hier, mein Geselle Michael ist ein Meister in allen Stücken.“

Bei diesen Worten sah er sich um nach Michael und wurde gewahr: — der Michael läßt seine Arbeit liegen, sitzt müßig, verwendet kein Auge von den niedlichen Mägdlein . . .

Und wieder mußte Semen sich darüber wundern. Freilich, die Kinder waren ganz allerliebst: kohlschwarze Aeuglein, rundliche rothe Bäckchen, und so prächtige Pelzchen und Tücher hatten sie an, aber dennoch war es dem Meister unbegreiflich, was der Michael so zu gaffen habe an den Kleinen, just als wären's ihm gute Bekannte.

Wunderte sich innerlich, der Semen, und begann mit der Frau zu reden, — den Preis zu bedingen. Sie waren bald im Reinen, der Meister setzte das Maß zusammen. Da hob die Frau das hinkende Kind auf ihren Schooß und erklärte:

„Dieser Kleinen mußt Du zweimal das Maß nehmen: für das krumme Füßchen sollst Du ihr einen Schuh machen, für das gerade — drei. Im Uebrigen haben die Mädchen gleiche Füßchen, eins wie das andere. Ein Zwillingspaar."

Semen nahm das Maß und sprach gegen das lahmfüßige Kind:

„Wie ist ihm das zugestoßen? Ist so ein hübsches Mädel. Etwa von Geburt an?"

„Nein, die Mutter hat es verdrückt."

Matrena legte sich darein, wollte auf den Grund sehen, wem die Frau gehöre und wessen die Kinder, — und da fragte sie:

„So bist Du also nicht die Mutter dieser Kleinen?"

„Weder Mutter, noch Verwandte bin ich den Mägdlein, liebe Wirthin: ganz fremde Kinder — Pflegkinder."

„Nicht Deine Kinder, und Du sorgst so liebevoll für sie?"

„Wie soll ich wohl anders, liebe Wirthin? Beide hab' ich an meiner Brust genährt! Zwar hatte ich auch ein eigenes Kind, aber Gott nahm es zu sich; habe wohl nicht so treu für das eigene gesorgt, als für diese hier."

„Aber wem gehören die Kinder?"

IX.

Einmal in's Plaudern gekommen, erzählte die Frau wie folgt:

„Sechs Jahre sind es, denk' ich, nun gerade her, daß die Sache geschah. In einer Woche verloren die armen Würmchen Vater und Mutter. Dienstag hatte man den Vater in's Grab gelegt, am Freitag starb auch die Mutter. Drei Tage nach des Vaters Tod kamen diese hier zur Welt. Die Mutter blieb ihnen nicht einen Tag. Ich lebte dazumal mit meinem Manne im Bauerndorf. Die Verunglückten waren unsere Nachbarsleute, lebten Hof an Hof mit uns. Der Wirth, Vater dieser Kleinen, war ein menschenscheuer Christ, suchte Arbeit im tiefen Wald. Da fällte er eines Tags einen Baum, und dieser stürzte fehl, gerade auf den Mann, schlug ihn mitten durch. Die ganzen Eingeweide waren ihm herausgedrückt. Während man ihn forttrug, gab er den Geist auf; und sein Weib kam drei Tage später mit Zwillingen in die Wochen, — diese Herzchen waren's. Armuth, Verlassenheit, Jammer und Noth über alle Beschreibung! Die Arme lag ganz allein, keine alte Frau, kein junges Ding hatte sie bei sich. Nicht einmal nach der Hebamme

konnte sie schicken. Einsam und verlassen gebar sie, ebenso starb sie. Als ich früh den andern Morgen hinging, nach der Nachbarin zu schauen, — da trete ich ein zu ihr, und sie, die gute Seele, liegt schon steif und kalt. Und wie sie im Sterben war, hat sie sich auf das eine Kindlein gelegt. Diese Kleine war's — und da hat sie das Füßchen verdrückt . . . Ich rief die Leute aus der Nachbarschaft zusammen: Da haben wir die Leiche gewaschen, angekleidet, einen Sarg bestellt, sie beerdigt. Alles gute Leutchen. Die Mädchen waren mutterseelenallein. Wohin sollte man sie thun? Von den Weibern war ich die einzige, welche ein Brustkind hatte. Mein erstgeborenes Knäblein war's, ich stillte es die achte Woche. So nahm ich denn die Mägdlein vorderhand zu mir. Die Bauern kamen zusammen, dachten lange nach und beriethen, wohin mit dem Zwillingspaar, und sprachen zu mir: „Du, Maria, behalte die Würmchen noch eine Weile bei Dir, laß uns noch Zeit, die Sache reiflich zu überlegen.“ Das gesunde Kind hatte ich schon einmal gestillt, das verdrückte ließ ich ungenährt. Hatte keine Hoffnung, daß es leben bliebe. Allein im Stillen mußte ich denken: warum soll das engelreine Herzchen umkommen? und es faßte mich ein tiefes Mitleid. Auch dem kranken Kinde gab ich die Brust: so nährte ich die drei Kinder zugleich. Frisch und jung war ich ja und bei Kräften, hatte gute Kost. Der liebe Gott gab mir so reichen Segen in die Brust, daß ich für Alle genug hatte. Waren Zweie gestillt, so wartete schon das Dritte. Und da schickte mir Gott die harte Prüfung, daß ich

diese zwei Kinderchen aufnährte, mein eigenes jedoch im zweiten Jährchen in's Grab legen mußte. Mehr Kinder hat mir Gott nicht geschenkt. Des Hauses Güter aber mehrten sich. Jetzt leben wir nicht weit von hier, auf der Mühle eines Kaufmanns. Wir haben guten Lohn und ein behagliches Leben. Eigene Kinder haben wir nicht. Wie einsam und freudlos wäre mein Dasein, hätte ich nicht diese Mägdlein! Wie sollte ich sie nicht lieben! Alles übrige Wachs an meiner Kerze — sind nur sie. —"

Tief gerührt drückte die gute Frau mit einer Hand das lahmfüßige kleine Mädchen an ihr Herz, während sie mit der andern Hand die Thränen aus ihrem Gesicht wischte.

Matrena stieß einen tiefen Seufzer aus und bemerkte sinnig:

„Da sieht man wieder, wie treffend das Sprichwort lautet: Ohne Vater und Mutter kann man sein Leben fristen, doch ohne Gott kann man nicht leben."

So plauderten sie noch eine Weile fort — und plötzlich zuckt es da wie ein Wetterleuchten, die ganze Stube erhellend, von jenem Winkel auf, wo der Geselle Michael saß. Alle blickten nach ihm herum — und da wurden sie gewahr: — Der Michael sitzt da wie verklärt, die Hände über den Knieen gefaltet, blickt zur Höhe und lächelt.

X.

Die Frau mit den Mägdlein hatte sich entfernt. Da erhob sich Michael von der Bank, legte seine Arbeit

nieder, nahm die Schürze ab, machte gegen Meister und Meisterin eine tiefe Verbeugung und sprach:

„Laßt mich in Frieden ziehen, liebe Wohlthäter. Mir hat Gott nun verziehen. So wollet auch Ihr verzeihen . . .“ Und da merken die Leutchen, daß von ihrem Michael ein wunderbares Leuchten ausgeht . . . Semen stand auf, bückte sich voll Ehrfurcht vor dem Gottesmann und sprach zu ihm:

„Ich erkenne, Michael, daß Du nicht ein gewöhnlicher Mensch bist, und so darf ich Dich nicht halten, darf Dich auch nicht Alles fragen. Das Eine nur mögest Du mir erklären: Weshalb zeigtest Du, als ich Dich aufgefunden und in mein Haus geführt, ein so grämliches Gesicht, und als das Weib Dir ein Abendessen vorgesetzt, jenes strahlende Lächeln, von welchem Dein Aussehen heller und heller ward? Und ferner: als der vornehme Herr sich Stiefel bestellte, da lächeltest Du zum andern Mal, und von Stund an warst Du noch heller im Angesicht. Und endlich: da diese Frau mit ihren Mägdlein hereinkam, lächeltest Du zum dritten Mal, und ein wunderbares Leuchten ging von Dir aus. Sage mir, Michael, was bedeutet dieses Leuchten um Dich her und weshalb hast Du eben diese drei Mal gelächelt?“

Und Michael antwortete ihm: „Daher geht das Licht von mir aus, weil ich Strafe gelitten und Gott mir nun die Schuld vergeben hat. Gelächelt aber habe ich jene drei Mal vor Freuden, weil ich drei Worte Gottes erfahren durfte. Zur Strafe sollte ich sie erfahren — diese Worte Gottes. Eines erfuhr ich, als Dein Weib

Mitleid fühlte mit meiner Noth, und das lockte mir das erste Lächeln. Das zweite Wort erfuhr ich, als der reiche Herr sich Stiefel bestellte, und das lockte mir das zweite Lächeln. Heut endlich, als ich die Mägdlein erblickte, habe ich auch das letzte, das dritte Wort Gottes erfahren, und das lockte mir das dritte Lächeln."

Semen fragte wieder:

„Sage mir, Michael, wofür hat Dich Gott bestraft und welches sind die drei Worte Gottes, die Du erfahren solltest?"

Und Michael antwortete ihm:

„Gott hat mich bestraft, weil ich wider Sein Gebot gehandelt. Ich war ein Engel im Himmel, und ich lehnte mich auf wider Gott.

Ja, ein Engel war ich in dem Himmel und da sandte mich Gott auf die Erde, einem Weibe die Seele zu nehmen. Ich kam hernieder geflogen und schaute: Ein Weib lag einsam und verlassen — in harter Pein, ein Zwillingspaar gebärend — zwei Mägdlein brachte sie zur Welt. Die kleinen Dingerchen streben zu der Mutter auf, und sie ist unvermögend, die hilflosen Geschöpfchen an ihre Brust zu nehmen. Da erblickte sie mich, die stille Dulderin, und sieht klar, daß Gott mich abgesandt nach ihrer Seele. Und bitterlich weinend spricht sie: „Engel Gottes! Meinen Mann haben sie eben erst in's Grab gelegt, ein Baum im Walde hat ihn erschlagen. Ich habe keine Schwester, keine Tante, keine Mutter, keine Seele, diese armen Waisen zu erziehen; darum nimm meine Seele noch nicht hinweg, laß mir

noch Zeit, meine Kindlein selbst zu nähren und sie aufzuziehen. Wie sollten sie ihr Leben fristen, die armen Würmchen, ohne Vater und Mutter!" Und ich hörte auf die Stimme der Mutter, legte ihr ein Kindlein an die Brust, gab ihr das andere in den Arm und erhob mich alsbald himmelan zu Gott. Emporgeflogen vor Gottes Angesicht, gab ich Rede: „Ich habe es nicht vermocht, der Kindbetterin die Seele zu nehmen. Den Vater hat im Walde ein Baum erschlagen, die Mutter hat Zwillinge geboren und fleht mich an, ihre Seele jetzt nicht hinweg zu nehmen; sie spricht: „Laß mir noch Zeit, die Kindlein selbst zu nähren und sie groß zu ziehen. Wie sollen sie ihr Leben fristen, die armen Würmchen, ohne Vater und Mutter . . . Da konnte ich der Kindbetterin die Seele nicht herausnehmen." — Und Gott der Herr sprach zu mir: „Geh, nimm der Kindbetterin die Seele aus dem Leib; und erfahren sollst Du drei Worte: lernen sollst Du, was den Menschen innewohnt, was den Menschen nicht gegeben, und was die Menschen am Leben hält. Wenn Du die drei Worte gründlich erfahren hast, wirst Du in den Himmel zurückkehren." Ich flog zur Erde hernieder und nahm der Kindbetterin die Seele aus dem Leib.

Da fielen die zarten Kindlein von der Mutterbrust. Der leblose Körper sank schwer in das Bette, bedrückte das eine Mägdlein, renkte ihm ein Füßchen aus. Ich erhob mich über das Dorf, wollte die Seele zu Gott tragen — da erfaßte mich ein Wirbelsturm, die Fittige erschlafften, wurden mir abgerissen, und die Seele fuhr

allein zu Gott, ich aber sank zur Erde, — fand mich am Wege vor Eurem Dorf."

XI.

Semen und Matrena gingen die Augen auf, wen sie gekleidet und genährt hatten, wer alle die Zeit her mit ihnen gelebt, und da brachen sie in Thränen aus vor Gottesfurcht und Freude; und es sprach der Engel:

„Gottverlassen und mit bloßem Leibe lag ich am Wege. Ehedem hatte ich kein Wissen von der menschlichen Noth, kannte weder Hunger noch Frost, darum ward ich ein Mensch. Ausgehungert und frosterstarrt mußte ich Noth leiden, daß ich mir nicht zu helfen wußte. Da erblickte ich im Felde — eine Kapelle, zu Gottes Ehre errichtet; ging näher hin, wollte in dem Häuschen Schutz suchen. Die Kapelle war verschlossen, ich konnte nicht hinein. Da ließ ich mich an der Mauer nieder, vor dem Winde mich zu schützen. Es wurde Abend, Hunger und Frost plagten mich unerträglich, ich fühlte die letzten Kräfte schwinden. Auf einmal sehe ich: — ein Mensch kommt des Weges daher, Stiefel tragend, mit sich selber redend. Und da schaute ich zum ersten Mal eines Sterblichen Angesicht, nachdem ich selbst ein Mensch geworden; und es graute mir vor dem Anblick, daß ich mich zitternd abkehrte. Dann hörte ich wieder, wie dieser Sterbliche mit sich selber sprach und sorgend erwog, wie er seinen Leib vor Winters Kälte schützen, womit er Weib und Kinder ernähren solle. Da mußte

ich denken: — „Ich verkomme hier in Hunger und Frost, und da geht ein Mensch vorüber, der einzig Sorge trägt, daß er sich und die Seinigen mit wärmender Kleidung und mit Nahrung versehe. Der kann mir gewiß nicht helfen. Der Mensch wurde mich gewahr, machte ein finsteres Gesicht, kam mir immer schrecklicher vor — schritt vorüber. Ich war der Verzweiflung nahe. Doch plötzlich merke ich, daß der Mensch wieder auf mich zukommt. Nur schnell einen Blick in seine Züge, und ich gewahre mit Erstaunen, daß es derselbe Mensch nicht mehr: erstlich lag in seinem Antlitz der grasse Tod, jetzt ist es das lichte Leben, und ich erkenne in ihm das Ebenbild Gottes. Er tritt zu mir, hüllt mich in seine Kleider, nimmt mich hinweg, führt mich in sein Haus. Wie wir da über die Schwelle treten, kommt uns ein Weib entgegen und beginnt zu reden. — Das Weib war viel schrecklicher noch als der Mann, der Todesgeist ging von ihrem Munde aus, ich verlor fast den Athem in der ekeln Luft, so übel roch es nach Tod und Verwesung. Wieder hinausjagen wollte sie mich in die kalte Nacht, und ich wußte ja, daß sie sterben würde, sobald ihr böser Wille zur That geworden wäre. Und plötzlich mahnte sie ihr Mann an Gott. Das Weib war im Augenblick wie umgewandelt. Wie sie uns dann ein Abendessen reichte und mir aufmerksam in's Angesicht schaute, warf ich wieder einen Blick auf sie, und da sprach nicht mehr Tod aus ihren Zügen, sondern klares Leben, und ich erkannte in ihr das Ebenbild Gottes.

Da gedachte ich des ersten Wortes von Gott dem

Herrn: „Du wirst erfahren, was den Menschen innewohnt." Ich wußte jetzt, daß in den Menschen Liebe wohnt. Es freute sich mein Herz, daß Gott schon Gnade übte, mir zu offenbaren, was mir verheißen war, und da lächelte ich das erste Mal ... Doch das Andere blieb mir in Dunkel gehüllt. Ich wußte noch nicht zu erklären — was den Menschen nicht gegeben und was sie am Leben halte.

So lebte ich stille fort bei Euch, bis wieder ein Jahr herum ging; und da kam ein Mensch angefahren, Stiefel zu bestellen: zwar so dauerhafte, daß sie, ein rundes Jahr getragen, weder schief noch schadhaft würden. Ich blickte zu ihm auf, und plötzlich gewahrte ich hinter seinen Schultern einen meiner Gefährten — Engel des Todes. Niemand außer mir sah diesen Engel, aber ich kannte ihn gut und wußte, daß, ehe die Sonne hinunter, die Seele dieses Reichen hinweggetragen sein würde. Und ich erwog bei mir: „Versorgt sich dieser Mensch auf ein Jahr und weiß nicht, daß er selbst diesen Abend nicht mehr erleben soll." — Da gedachte ich des andern Wortes von Gott dem Herrn: „Du wirst erfahren, was den Menschen nicht gegeben."

Was den Menschen innewohnt, das kannte ich schon gut. Jetzt erkannte ich dazu, was den Menschen nicht gegeben. Es ist ihnen nicht zu wissen gegeben, was sie nöthig haben für ihren Leib. Und da lächelte ich das zweite Mal. Es freute sich mein Herz, daß ich einen Gefährten aus dem Himmelreich geschaut und daß mir Gott auch das zweite Wort geoffenbaret.

Eines nur fehlte mir noch, um Alles klar zu sehen. Ich mußte noch erfahren, was die Menschen am Leben halte. Darum lebte ich stille fort unter Euch, hoffend und harrend, daß Gott mir auch sein drittes Wort offenbaren möchte. Endlich im sechsten Jahr kamen die herzigen Mägdlein, das Zwillingspaar, mit der guten Frau, und ich erkannte die Kleinen und wußte nun auch, daß die verwaisten Kinderchen am Leben geblieben. Und wieder erwog ich in meinem Sinn: „So dringend flehte sie mich an für ihre Kleinen, die verlassene Mutter, und ich vertraute ihr, glaubte fest, daß ohne Vater und Mutter die Kindlein nicht am Leben blieben, — aber ein fremdes Weib hat sich ihrer angenommen und sie auferzogen . . ." Und als die gute Seele die fremden Kindlein an's Herz drückte, Thränen der Liebe weinend, da schaute ich in ihr den lebendigen Gott und erfuhr auch, was die Menschen am Leben hält. So wußte ich klar, daß Gott mir Sein drittes und letztes Wort geoffenbaret und meine Schuld vergeben habe. Da lächelte ich das dritte Mal."

XII.

Darauf entblößte sich der Körper des Engels, und er hüllte sich in helles Licht, so daß des Menschen Auge den Anblick nicht mehr ertrug; und mit überirdisch lauter Stimme sprach er weiter — gleich einer Mahnung von des Himmels Höhen:

„Erfahren habe ich, daß jeder Mensch das Leben hat nicht durch die Sorge um sich, sondern durch die Liebe!"

Der Mutter war es nicht zu wissen gegeben, was ihren Kindlein für's Leben nöthig.

Dem reichen Herrn war es nicht zu wissen gegeben, was ihm zur Stunde Noth that. Und keinem Sterblichen ist es zu wissen gegeben, ob er zum Abend Stiefel auf den lebendigen Leib oder Todtenschuhe für den Leichnam brauche.

Am Leben blieb ich, da ich Mensch ward, nicht dank meiner Sorge um das eigene Wohl, sondern dank der Liebe eines Menschen, der mich am Wege fand, und dessen Weibes. Sie erbarmten sich meiner Noth und schenkten mir Liebe.

Am Leben sind jene verwaisten Kindlein geblieben, nicht dank der Sorge um ihr Fortkommen, sondern dank der Liebe im Herzen eines fremden Weibes. Sie erbarmte sich der Verlassenen und schenkte ihnen Liebe. Am Leben hält alle Menschen mit nichten das, worum sie kleinlich sorgen, sondern der Gottesfunke, daß Liebe in den Menschen wohnet.

Ehemals wußte ich, daß Gott den Menschen das Leben ertheilt und will, daß sie leben sollen; jetzt habe ich noch Anderes erkannt.

Ich habe erkannt: Es ist nicht in Gottes Willen bestimmt, daß die Menschen gesondert leben, und darum ist ihnen nicht geoffenbaret, was ein Jeder für sich allein nöthig hat. Gottes Wille ist, daß die Menschen vereinigt leben und darum ist ihnen geoffenbaret, was sie allesammt für Jeden und Alle nöthig haben.

Ich habe erkannt: Kurzsichtige Menschen wähnen,

daß sie das Leben durch eigene Mühen erhalten — aber was sie am Leben hält, ist doch einzig wahre Liebe. Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm, denn Gott ist die Liebe.“

Und der Engel sang ein Loblied zu Gottes Preis und Ehr', daß die Hütte von Grund aus erschüttert ward durch die gewaltige Stimme. Das Dach that sich klaffend auf und eine Feuersäule erstand von der Erde bis zum Himmel. Semen und sein Weib mit den Kindern sanken bewußtlos in den Staub. Da entfalteten sich mächtige Schwingen am Rücken des Engels und er schwebte zum Himmel auf.

Als Semen aus der Betäubung erwachte, stand sein Hüttchen unverändert, und Niemand fand sich darinnen außer den Seinigen.





Auf Feuer habe Acht, daß Du es zeitig löschest.

Evang. Matthäi 18, 21—35.

In einem Dorfe lebte der Bauerwirth Iwan Tscherbakow. Er lebte gut; noch rüstig und bei voller Kraft, war er der wackerste Arbeiter des Ortes, und drei Söhne standen ihm zur Seite: der älteste war schon verheirathet, der zweite auf Freiersfüßen, der dritte, auch bald erwachsen, fuhr mit den Pferden aus und machte sein Probestückchen im Ackergeschäft. Iwan's Ehehälfte war ein Weib von klarem Kopf und wirthschaftlichem Sinn, die Schwiegertochter war von sanftem Wesen und fleißig bei der Arbeit. Sogenannte faule Mitesser waren nicht zu finden auf seinem Hof, — abgerechnet seinen alten Vater, einen kranken Greis. Athemnoth leidend, lag er bereits in's siebente Jahr auf dem Backofen (beste Schlafstelle im russischen Bauernhaus). Alles hatte Iwan in reichlicher Fülle — drei Pferde mit einem Füllen, eine

Kuh mit jährigem Kalb, fünfzehn Schafe. Die Weiber versorgten die Männer mit Fußbekleidung und Wäsche, leisteten auch Dienste im Feldgeschäft; die Bauern trieben Ackerbau. — Ihr eigenes Korn reichte immer über die Neufrucht hinaus. Mit dem Hafer allein konnten sie alle Abgaben und die Bedürfnisse des Hauses decken. Leben, nur immer so leben hätte Iwan mit seinen Kindern mögen . . . Allein Hof an Hof mit ihm lebte ein schlimmer Nachbar — der Bauer Gawrila Chromoi, Sohn des Gordei Iwanow. Mit diesem hatte Iwan einen bösen Hader durch viele Jahre.

Solange der alte Gordei noch am Leben und auch Iwans Vater die Wirthschaft führte, hatten die Bauern gut nachbarlich mit einander verkehrt. Brauchten die Weiber ein Mehlsieb oder einen Zauber, fehlt' es den Männern an Mattensäcken oder mußten sie ein Rad erneuern vor der Zeit, ungesäumt schickten sie hinüber in den andern Hof und baten um Aushilfe, und so halfen sie sich gegenseitig, wie es getreuen Nachbarsleuten ziemt. Hatte ein Kalb sich auf die Tenne verlaufen — man trieb es weg und bat sich nur aus: „Laß es nicht wieder vorkommen, denn bei uns, schau, liegt das Getreide in Haufen." Maßregeln hingegen, als das Zugelaufene verstecken, auf der Dreschtenne oder im Schuppen eingesperrt halten, sich gegenseitig verleumden, waren ganz und gar nicht im Tagesgebrauch.

So hatte man unter den Alten gelebt. Als aber die Jungen die Wirthschaft übernommen — da war es anders geworden.

Die ganze böse Geschichte war aus einem Nichts entstanden, wie aus der blauen Luft gegriffen.

Iwan's Schwiegertochter hatte ein Hühnchen, das frühzeitig Eier legte. Das junge Weib begann fleißig Eier zu sammeln auf das Osterfest. Jeden Gottestag, wenn sie hinausging an den Holzschauer, schaute sie nach im Wagenkasten, ob wieder ein frisches Ei gelegt . . . Doch eines schönen Tages war das Huhn, wohl von den Kindern aufgescheucht, über den Zaun geflogen, zu den Nachbarsleuten in den Hof, und hatte dort ein Ei gelegt. Die junge Bäuerin hört ihr Huhn laut gackern und denkt bei sich: „Jetzt habe ich keine Zeit, muß die Stube auszputzen zum Feiertag; etwas später will ich hingehen, das Ei zu nehmen.“ Am Abend kam sie an den Holzschauer, schaute im Wagenkasten nach — kein Ei. Da ging das junge Weib herumfragen bei der Schwiegermutter und den Brüdern ihres Mannes — wer das Ei genommen? — „Nein,“ sagen sie alle, „wir haben es nicht genommen.“ Taraska jedoch, ihr jüngster Schwager, erklärt: „Dein Schopfhühnchen hat drüben auf dem Nachbarhof ein Ei gelegt, dort hat es gegackert, von da kam es hergeflogen.“ Betroffen blickte die Bäuerin nach ihrem Hühnchen; es saß neben dem Hahn auf der Querstange, schloß schon die Augen, wollte einschlafen. Gern hätte das Weib gleich gefragt, wo das Ei geblieben, aber das dumme Vieh hat keine Antwort. Die Bäuerin begab sich zu den Nachbarsleuten. Da lief sie der alten Frau in den Weg.

„Was wünschest Du hier, junges Weibchen?“

„Wisse, Großmütterchen, daß mein Hühnchen heute

zu Euch herüber geflogen — und da möchte ich nachfragen, ob es wohl hier ein Ei gelegt hat?"

„Keine Spur davon haben wir gesehen. Wir haben unsere Hühner, Gott sei Dank, legen schon lange Eier. Nur unsere Eier pflegen wir aufzuheben, mit fremden haben wir nichts zu schaffen. Wir, mein feines Täubchen, haben nicht die Gewohnheit, in fremden Höfen Eier aufzuheben."

Das gab der jungen Bäuerin einen bösen Stich. Sie sagte ein Wort zu viel, die Nachbarin gleich deren zweie, die Weiber fuhren sich mit Schimpfworten an. Iwan's Weib schritt Wasser tragend vorüber, mischte sich in den Streit. Da flog auch die Wirthin von Gawrila's Hof herzu, fing an der Nachbarin ihr albernes Betragen vorzuhalten, im Eifer des Gekeifes alte Geschichten auffrischend und giftig auch Unwahres beifügend. Immer ärger prasselte der Wortschwall. Alle kreischten durcheinander, scharf darauf aus, wo möglich zwei Wörter auf einmal auszustoßen. Und die Reden waren alle von der schlimmsten Art: „Du bist eine so und so, Du bist eine dreimal garstigere; aber Du bist eine Diebin, eine Schlumpe, Du thust Deines Mannes Vater zu Tode quälen, Du Unausstehliche! . . ."

„Und Du bist eine Bettlerin, hast unser Mehlsieb zerrissen. Und die Wassertrage, welche Du eben hast, gehört auch uns, gleich gieb die Wassertrage her!"

Sie packten die Wassertrage, verschütteten das Wasser, zerrissen ihre Tücher, fuhren sich gegenseitig in die Haare. Gawrila kam gerade von der Feldarbeit heim, nahm sein

Weib in Schutz. Iwan und sein ältester Sohn eilten auf den Lärm herzu, warfen sich zum Haufen. Iwan, ein Bauer von Herkulesgestalt, warf Alle auseinander. Dem Gawrila riß er ein Büschel Barthaar aus. Alles Volk lief zusammen, man hatte Mühe, die Streitenden in Sicherheit zu bringen.

Damit hatte die Sache angefangen.

Gawrila wickelte sein Büschel Barthaar in ein Papier und fuhr damit nach dem Gutsgericht, Prozeß zu führen.

„Ich," erklärt er, „habe mir den Bart nicht dazu wachsen lassen, daß mir der sommerfleckige Wanka das Ding von der Haut reiße."

Sein Weib indessen, auch nicht faul, brüstet sich vor den Nachbarsleuten, man werde den Iwan bald im Gericht verurtheilen und nach Sibirien verschicken. Damit goß sie Oel in's Feuer.

Zwar gab sich der alte Bauer, von seinem Ofen herab predigend, alle erdenkliche Mühe, den Frieden wieder herzustellen, aber die junge Welt hatte taube Ohren für sein Gold. Der Greis ermahnte:

„Lauter dummes Zeug, Kinder! Aus eitel Garnichts macht Ihr ein groß' Geschrei. Ihr vergesset ganz, daß die arge Geschichte im Anfang nur um ein Hühnerei sich drehte. Haben die Kinder das Ei aufgehoben — nun, in Gottes Namen: in einem Ei steckt ja kein großer Werth. Der liebe Gott hat genug für Alle. Nun, hat die Nachbarin ein häßliches Wort gesagt — mach' Du es besser, gieb ihr ein gutes Beispiel, wie man artig redet. Habt Ihr Euch geschlagen — sündige Menschen alle.

Auch das kommt vor. Nun, so gehet hin und verzeihet Euch, und damit sei Alles zugedeckt. Werdet Ihr aber Böses mit Bösem vergelten — wird es Euch schlimmer und schlimmer ergehen."

Die Jungen mißachteten des Alten Weisheit, sie meinten, alle diese Reden des Alterchen' paßten gar nicht zur Sache, wären nur kindisches Gebrumme hinfälligen Geistes.

Iwan ließ nicht ab von seinem Streit mit Gawrila.

„Ich," erklärte er, „habe ihm den Bart nicht angerührt, er selbst hat sich das Ding ausgerupft, sein Sohn aber hat meine Hemdknöpfe abgerissen und mir das ganze Hemd verdorben. Das lass' ich mir nicht gefallen!"

Und Iwan fuhr nach dem Gutsgericht. In diesem sowohl, als auch vor dem Friedensrichter führten sie ihren Streit und schleppten ihn durch lange Zeit. Unter dem Prozessiren — ging dem Gawrila ein Vornagel von dem Wagen verloren. Dieser fehlende Vornagel gab den Weibern in Gawrila's Haus gleich Anlaß, mit Verleumdung wider einen von Iwan's Söhnen loszuziehen. „Wir," sagten sie, „haben selbst gesehen, wie er Nachts an unserem Fenster vorbei zu dem Wagen ging, und die Gevatterin erzählt, er sei in den Krug gekommen, habe da dem Krugwirth die Ohren voll geblasen mit einem Vornagel." Und wieder zogen sie den Streit vor's Gericht. Zu Hause aber gab's jeden Gottestag garstige Schimpfreden, oder gar Raufen und Kratzen. Auch die Kinder schimpften sich, dem Beispiel der Großen folgend, und

trafen die Weiber am Flüßchen zusammen, so klopften sie weniger mit den Holzpritschen die Wäsche, als sie mit den Zungen schnatterten — und immer nur zum Bösen mehr.

Anfangs verleumdeten die Bauern einander; doch in der Folge kamen auch wahre Beschuldigungen: lag irgendwas nicht recht am Platz, gleich war es verschleppt. Auch die Weiber und Kinder merkten sich den neuen Brauch. Ihr häusliches Leben neigte sich mehr und mehr zum Argen. In endlosem Hader lagen Iwan Tscherbakow und Gawrila Chromoi vor der Gemeindeversammlung, vor dem Friedensrichter und dem Gutsgericht, so daß auch den Richtern allen das Gezänke zum Ekel ward. Bald spielte Gawrila dem Iwan einen bösen Streich, bald umgekehrt Iwan dem Gawrila, und jedesmal folgte Geldstrafe oder „kalte Kammer.“ Je mehr sie einander Unheil zufügten, desto grimmiger ward die Feindschaft. Hunde fahren sich bissig an: Je mehr sie sich herumbeißen, desto wüthender werden sie. Schlägt man sie von hinten, so meint das Vieh, das wäre ein Biß von dem andern Hund, und fährt immer hitziger drein. Nicht anders diese Bauersleute: sie schleppen ihren Hader vor's Gericht, werden bestraft, bald Dieser, bald Jener wird mit Geldstrafe oder Gefängniß geschlagen, und das Alles macht ihre Herzen immer verstockter, immer bitterer gegen einander. „Warte nur,“ heißt es, „das will ich Dir gehörig heimzahlen!“ Und so ging es fort unter ihnen sechs lange Jahre. Allein der Greis auf dem Ofen hatte immer die gleiche Rede. Er wurde nicht müde, zu ermahnen und Friedensworte zu predigen.

„Was treibet Ihr, liebe Kinder? Lasset den Hader fahren, versäumet nicht Euer Tagewerk über dem Rechten und Richten, heget keinen Groll wieder die Nächsten, und es wird Euch wohl ergehen. Denn je mehr man der Bosheit nachhängt, desto schlimmer lebt man.“

Der Alte predigte in den Wind.

So ging die Geschichte in's siebente Jahr und drehte sich endlich darum, daß auf einer Hochzeit Iwan's Schwiegertochter den Gawrila vor allem Volk beschimpft, ja gar beschuldigt hatte, er wäre beim Pferdehandel auf Betrug ertappt . . . Gawrila, berauscht und sehr gereizt, blieb seines Grimmes nimmer Herr, schlug das Weib und verletzte es dermaßen, daß die Person eine Woche zu Bett liegen mußte — und das Weib war in andern Umständen. Das war Iwan wie ein Leckerbissen; alsbald fuhr er mit einer Klageschrift zum Untersuchungsrichter. „Halt,“ sinnt er, „jetzt schaff' ich mir den Plagegeist vom Halse, er soll mir nach Sibirien fort . . .“ Indeß wieder ging es Iwan nicht nach Berechnung. Der Untersuchungsrichter nahm die Klageschrift nicht an. Das Weib wurde besichtigt: es war aufgestanden, trug keine Spur der Mißhandlung. Da fuhr Iwan zum Friedensrichter; auch dieser lehnte die Sache ab und wies den Kläger an's Gutsgericht. Iwan ließ sich weder Mühe noch Kosten verdrießen, fuhr nach dem Gutsgericht, gab dem Schreiber und dem Aeltesten je einen halben Eimer süßen Branntwein und wirkte sich endlich aus, daß man Gawrila zu einer Tracht Stockprügel verurtheilte. Solches Urtheil ward dem Gawrila öffentlich verlesen.

So las der Schreiber: „Das Gericht hat erkannt, daß der Bauer Gawrila Gordejew im Hofe der Bezirksverwaltung mit zwanzig Stockschlägen auf den Rücken zu bestrafen ist . . .“ Auch Iwan hörte den Urtheilsspruch und lauerte in Gawrila's Züge — wie das auf den Gegner wirken werde? Gawrila, solches Erkenntniß hörend, ward leichenblaß, machte schnell kehrt und ging hinaus auf den Flur. Iwan folgte ihm, wollte zu seinem Gaul, und da erhorchte er — Gawrila murmelt:

„Schon gut,“ sagt er, „meinen Rücken wird er zerschlagen, daß er mir brennen wird wie Feuer, aber hüten mag er sich, daß ihm nicht noch schmerzlicher 'was Anderes brenne.“

Diese Worte fielen Iwan auf die Seele, schnell kehrte er zu den Richtern zurück.

„Ihr Männer der Gerechtigkeit! Er droht, mir einen Brand zu stiften. Verhört ihn noch einmal, er hat es vor Zeugen gesagt.“

Gawrila wurde vorgeladen.

„Ist es die Wahrheit, hast Du solche Worte gesprochen?“

„Gar nichts habe ich gesprochen. Laßt mich prügeln, falls Ihr die Macht dazu habt. Ich sehe wohl, daß ich allein für die Gerechtigkeit zu leiden habe, ihm aber geht Alles hin.“

Gawrila wollte noch weiter reden, doch über seine Lippen und die Wangen lief ein Zittern, er taumelte wie ein Trunkener, wandte sich ab gegen die Wand. Sogar den Richtern ward es bange beim Anblick solcher

Bitterkeit. „Gott verhüte," erwogen sie, „daß er nicht wirklich ein Unheil stifte an seinem Widersacher, oder an sich selber . . ."

Und der älteste Richter nahm das Wort:

„Hört 'mal ein gutes Wort, meine Brüder: Reicht Euch in friedlicher Absicht die Hände. Du, Bruder Gawrila, hast doch unrecht gehandelt — ein schwangeres Weib zu schlagen! Dein Glück noch, daß Gott es gnädig gewendet, sonst hättest Du eine schreckliche Sünde auf dem Gewissen. Fühlst Du Dein Unrecht? So bekenne die Schuld und beuge den Nacken vor ihm. Er wird Dir verzeihen. Wir werden unser Urtheil anders schreiben."

Dies hörte der Schreiber und fuhr dazwischen:

„Das darf man nicht, denn auf Grundlage des Art. 117 ist eine friedliche Vereinbarung mit nichten zu Stande gekommen, es ist eine gerichtliche Entscheidung erfolgt, und diese Entscheidung muß den gesetzlichen Lauf haben, Gesetzeskraft gewinnen . . ."

Doch der Richter kümmerte sich wenig um diese schöne Rede.

„Genug," sagt er, „der Ohrenkitzelei. Der vornehmste Artikel, Bruder, ist allemal nur dieser: Gott sollt Ihr im Herzen tragen, und Gottes Gebot ist, sich brüderlich vertragen."

Und wieder suchte der Richter die Bauern zum Frieden zu bekehren — doch er predigte zu harten Herzen. Gawrila mochte solche Liebesworte gar nicht hören.

„Im nächsten Jahr," sagte er, „werde ich fünfzig Jahre alt, mein Sohn ist verheirathet, in meinem ganzen

Leben habe ich keine Stockprügel bekommen, und jetzt, in den alten Tagen, hat mich der sommerfleckige Wanka einer Prügelstrafe unterworfen, und ich soll noch recht schön den Nacken vor ihm beugen! Daß Gott — aber genug . . . er soll noch an mich denken, der Wanka!"

Und abermals erzitterte Gawrila's Stimme, daß er nicht weiter reden konnte. Er kehrte sich ab und ging hinaus.

Vom Gutsgericht bis an seinen Hof hatte Iwan zehn Werst zu fahren; am späten Abend kam er zu Hause an. Die Weiber machten sich gerade auf, dem heimkehrenden Vieh entgegen. Er spannte den Gaul aus, schob den Wagen zurecht und begab sich in die Stube. In der Stube sah er keine Seele. Die Kinder waren noch nicht vom Felde zurück, und die Weiber dem Vieh entgegen. Iwan setzte sich auf eine Bank und hing seinen Gedanken nach. Klar und deutlich hat er's da vor Augen, wie dem Gawrila das Urtheil verlesen und wie er dann leichenblaß geworden und sich schnell abgekehrt nach der Wand. Und es preßt ihm das Herz. Er fragt sich, wie es ihm selbst zu Muth sein würde, wäre ihm solche Strafe zuerkannt. Herzlich leid war es ihm um Gawrila. Und da hört er: Der alte Vater auf dem Ofen fängt an zu husten, dreht sich herum, streckt die Füße über den Rand, kommt herab von seinem Lager. Herunter klettert der Alte, schleppt sich fort bis an die Bank, läßt sich nieder. Ganz erschöpft ist er von der entwöhnten Mühe. Wieder hustet der Greis, dann stützt er sich auf den Tisch und redet:

„Wie steht's —? Haben sie ihn verurtheilt?"

Iwan antwortet: „Zu zwanzig Stockschlägen verurtheilt."

Der Alte schüttelt mißmuthig das Haupt.

„Arges," sagt er, „mein Sohn, richtest Du an. Ach, so Arges! Nicht ihm, sondern Dir selbst stiftest Du Unheil. Nun, man wird ihm den Rücken vollprügeln — aber was wirst Du davon haben, wird es Dein Leben leichter und besser machen?"

„Künftig wird er es bleiben lassen," bemerkt Iwan.

„Was wird er bleiben lassen? Woran handelt er schlechter als Du?"

Iwan schwoll die Zornesader. — „Du fragst noch, was er mir angethan? Das junge Weib schier zu Tode hat er geschlagen! Und jetzt droht er gar, mir Feuer an's Haus zu legen! Meinst Du, ich sollte ihm schön Dank dafür sagen?"

Schwer seufzte der Greis, dann entgegnete er:

„Du, mein Sohn Iwan, schreitest und fährst frei in der weiten Welt, während ich schon seit langen Jahren immer daheim auf dem Ofen liege; darum wähnst Du in Deinem Sinn, Du schauest Alles klar, ich aber wisse nichts von der Welt. Mit nichten, lieber Junge, Du siehst Alles unklar, denn der Groll verdunkelt Dein Augenlicht. Fremde Sünden schweben Dir allezeit vor, die eigenen läßt Du hinten liegen. Wie magst Du sagen: Er allein stifte das Unheil! . . . Käme das Böse von ihm allein, das Uebel wäre nicht so groß. Wird denn das Böse unter den Menschen von einer Seite angerichtet? Das Böse liegt mitten zwischen Zweien. Seine

Schlechtigkeit erkennst Du wohl, die eigene siehst Du nicht. Wäre nur er allein vom Bösen besessen, Du aber rein und gut, das Uebel hätte keinen Grund. Wer hat ihm das Barthaar ausgerissen? Wer jenen Schober Heu auseinander geworfen? Wer ihn vor den Richtern mit Klagen verbittert? Alle Schuld schiebst Du ihm zur Last. Aber selbst führst Du ein Sündenleben, und darum geht es Dir schlecht. Nicht so, Bruder, habe ich gelebt, nicht solches Beispiel Euch gegeben. Ich und der Alte drüben, der Vater des Gawrila, haben es anders gehalten. Wie haben wir gelebt? Gut nachbarlich. War ihm der Mehlvorrath ausgegangen — gleich kam ein Weiblein mit artigem Lächeln: — Onkel Frola, es fehlt uns an Mehl. — Immer zu, hieß es freundlich zur Gegenrede, geh' mal in den Speicher, junges Blut, schütte Dir ab, so viel Du brauchst. Hatte er keinen Jungen frei, mit den Pferden zu schicken — geh 'mal Iwanka, führe seine Pferde hin. Und fehlt' es bei mir an diesem oder jenem, gleich ging ich zu ihm. Onkel Gordei — ich brauche dies und das. Nimm hin, Onkel Frola. So ging es bei uns jahrein, jahraus. Und Alle fühlten sich wohl und glücklich. Was haben wir heute? Denke daran, was neulich jener Soldat von Plewna erzählt hat. Wahrhaftig, Ihr führt einen Krieg, der weit schlimmer ist als Plewna. Ist das noch ein Christenleben? Eitel Sünde und Schande! Du bist der Wirth, der Oberherr im Hause, Du wirst einmal Rechenschaft ablegen. Was hast Du Deine Weiber und Kinder gelehrt? Ein wahres Hundeleben! Vor einigen Tagen hat auch der kleine

Taraska, der dumme Rotzbengel, seine Tante Arina mit den allergemeinsten Schimpfworten angebelfert, und seine Mutter lachte noch darüber. Ist das eine Ordnung? Vergiß nicht, daß Du es zu verantworten hast. Geh' in Dich, mein Sohn, sorge um Deine Seele! Soll das denn gar kein Ende nehmen? Gerade wie die Heiden: Du mir eine Ohrfeige — ich Dir gleich zweie. Nein, Junge, Christus, auf Erden unter den Menschen wandelnd, hat uns Narren und Sünder Anderes gelehrt: Dir ein ungutes Wort, Du aber schweige, — ihn wird das Gewissen sein Unrecht lehren. Das ist es, Väterchen, was er uns aus seiner Gottesweisheit gelehrt. Dir eine Ohrfeige, Du aber biete ihm die andere Backe: Da, Bruder, schlage zu, wenn Du mich schuldig findest. Da wird ihn das Gewissen strafen. Und er wird demüthig und friedselig sich erweisen, Dir auch sein Unrecht abbitten. Solcher Art sind Gottes heilige Gebote, Sünde und Thorheit ist Euer aufgeblasenes Loshacken! Warum läßt Du den Kopf hängen? Rede ich die Wahrheit?"

Schweigend saß Iwan, hörte des Alten Rede.

Der Greis mußte eine Weile husten, hatte Mühe sich auszuräuspern, nahm endlich wieder das Wort: „Wähnst Du in Deiner Verblendung, Christus habe uns schlechte Lehren ertheilt? Hat er denn nicht Alles für uns, zu unserem Heile gewirkt? Wolle nur das irdische Leben auch recht betrachten: Ist es Dir besser oder schlimmer gegangen, seitdem dieses Plewna bei Euch eingerissen? Zähle doch 'mal zusammen, wieviel von Deinem Hab und Gut schon an die Gerichte verausgabt, was Du ver-

fahren, was Du verschleudert hast. — Söhne sind Dir erwachsen, wie die jungen Adler! Solltest leben und schaffen in heller Lust, immer höher emporgehen — aber Deine Wirthschaft bringt den Hof immer mehr herunter. Und woher kommt das? Alles nur von dem Einen. Von dem Groll und dem Eigendünkel. Sollst mit den Kindern auf's Feld fahren, sollst aussäen und die Feldarbeit leiten, und da treibt Dich der Feind zu den Richtern oder zu einem der Polizeimenschen. Zur Unzeit pflügest Du, zur Unzeit säest Du, und sie, das Mütterchen, giebt keinen Ertrag. Warum ist der Hafer heuer so schlecht gerathen? Wann hast Du gesät? Als Du von der Stadt zurückgekommen. Und was hattest Du von Deinem Prozeß? Dir selber ein Kreuz an den Hals. Ach, Junge! Habe Dein Tagewerk im Auge, tummle Dich mit den Kindern im Felde, und dann kehre in Dein Haus zurück; hat Dir Jemand ein Unrecht gethan, handle nach Gottes Gebot — vergieb ihm die Schuld, und es wird Dir zum Vortheil gereichen bei Hab und Gut, es wird Dir das Herz leicht und froh machen für alle Zeit."

Schweigend saß Iwan und ließ den Kopf hängen.

„Ich will Dir sagen, Junge, was Du zu thun hast," fuhr der Alte fort. „Folge meinem Rath, achte das Greisenwort. Geh hin, spanne den Schimmel an, fahre in der frischen Radspur wieder nach dem Gutsgericht, decke den ganzen Streit mit Frieden und geh' dann morgen in der Frühe zu Gawrila, versöhne Dich nach Christi Brüder Art und lade ihn zum Festmahl des morgigen Feiertags (es war just am Taze vor Mariä Geburt),

stelle den Samowar auf, laß einen halben Stof Branntwein draufgehen und mache Dich in einem fort aller Aergernisse ledig, daß sie auch künftig nimmer vorkommen, auch den Weibern und Kindern befiehl es so . . .“

Ein schwerer Seufzer rang sich aus Iwan's Brust; im Stillen sann er: „Wahrheit ist's, was der Alte redet;“ und alle Bitterkeit war hin aus seinem Herzen. Nur wußte er noch keinen Rath, wie die heikle Sache anzugreifen, gerade jetzt sich zu versöhnen.

Und wiederum begann der Greis, als hätte er gelesen in des Sohnes Seele:

„Geh', lieber Junge, schieb' es nicht länger auf. Lösche den Brand gleich im Anfang, greift die Flamme um sich, wirst Du des Feuers nimmer Herr . . .“

Noch etwas wollte der Greis hinzufügen, doch er kam nicht mehr zu Wort; die Weiber brachen lärmend herein und plapperten die Stube voll, gleich jungen Elstern. Sie hatten alle Neuigkeiten erhascht: daß Gawrila zu Stockschlägen verurtheilt, daß er mit Feueranlegen gedroht und was sonst noch drum und dran. Alles hatten sie herausgebracht und Jedes wohl sein Eigenes hinzugethan; auch mit den Weibern Gawrila's hatten sie schon wieder Streit gehabt, droben auf dem Weideland. Und sie fingen an auszukramen, wie Gawrila's Schwiegertochter ihnen mit dem Gerichtsschreiber gedroht. Der Gerichtsschreiber, hieß es, sei dem Gawrila eine große Macht. Der werde noch die ganze Geschichte auf den Kopf stellen, und der Lehrer, sagen sie, habe schon eine Bittschrift an den Zaren selbst gegen Iwan fertig ge-

macht; in dieser Bittschrift seien alle Sachen aufgeschrieben: Von dem Vornagel, von dem Gemüsegarten, von dem Heuschober — kurz, die Hälfte des Grund und Bodens werde bald auf sie übergehen. Solche Reden hörte Iwan, und aufs Neue verstockte sich sein Herz, daß er gleich andern Sinnes ward und keinen Frieden wollte mit Gawrila.

Der Bauerwirth hat immer alle Hände voll zu thun auf seinem Hof. Darum ließ sich Iwan nicht in müssiges Geplauder ein mit den Weibern, sondern stand auf, entfernte sich aus der Stube, lenkte seine Schritte nach der Dreschtenne und dem Schauer. Während er da seine Sachen in Ordnung brachte, sank die Sonne hinter den Hof, und die Kinder kamen von der Feldarbeit heim, gerade zum Thor herein. Sie hatten ein für Sommerkorn bestimmtes Feld vor Winter aufgeackert. Iwan ging ihnen entgegen, fragte sie aus über den Gang der Arbeit, leistete auch Beistand, jedes Ding an seinen Platz zu schaffen. Ein zerbrochenes Kummet legte er zum Ausbessern beiseite, dann wollte er noch sein Stangenholz unter Dach bringen, doch es wurde schon dunkel: Iwan mußte das Stangenholz liegen lassen; er warf nur dem Vieh frisches Futter vor, machte das Thor auf, ließ Taraska mit den Pferden auf die Straße, zur Nachthut hinaus, schloß dann wieder das Thor, legte das Thorholz unter.

„Jetzt 'mal zu Abend essen, und dann sich auf's Ohr legen," dachte Iwan; nahm das zerbrochene Kummet und schritt nach dem Haus. Ganz und gar aus dem

Sinn war ihm die Geschichte mit Gawrila, sowie alle gute Belehrung, die ihm der Vater ertheilt hatte. Gerade wie er den Thürring ergriff, um auf den Flur einzutreten, dringt über den Zaun her lautes Schelten an sein Ohr, und er vernimmt des Nachbarn Stimme, die in heiserem Tone herüberschallt: „Zum Teufel mit ihm und seiner Sippschaft, er hat das Maß übervoll gemacht, todt schlagen sollt' ich ihn wie ein Stück Vieh!" Iwan blieb stehen, verharrte ein Weilchen, auf Gawrila's Wuthausbrüche lauschend, schüttelte bedenklich den Kopf und begab sich in's Haus.

Mürrisch betrat er die Stube. Da war schon die Kerze angezündet; die junge Bäuerin saß im Winkel an ihrem Spinnrocken, die alte stellte das Abendessen bereit, der älteste Sohn meisterte sich weiche Schuhe aus allerhand Zeugabfällen, der zweite saß mit einem Buch am Tisch, Taraska schickte sich an, zur Nachthut abzureiten.

Es war Alles so gut und zu Frohsinn lockend in der Stube — wäre nur nicht das alte Uebel gewesen, der schlimme Nachbar, immer da vor der Nase . . .

Finster blickend trat der Wirth zu den Seinen, warf gleich die Katze von der Bank und fuhr die Weiber häßlich an, weil sie das Waschfaß nicht an den rechten Platz gestellt. Bitter und traurig war es Iwan um's Herz. Er ließ sich nieder, runzelte die Stirn, nahm das zu bearbeitende Kummet vor; allein nicht aus dem Sinn wollten ihm die bösen Drohreden des Feindes: was er Schreckliches im Gericht geäußert und was er eben noch

mit gräßlich heiserer Stimme Jemandem zugeschrieen: „Todtschlagen sollt' ich ihn wie ein Stück Vieh!"

Indeß ging die alte Bäuerin geschäftig ab und zu: Taraska hatte sein Abendessen sich schmecken lassen, zog jetzt Kaftan und Halbpelz an, schnallte den Gürtel um, nahm ein Stück Brod auf den Weg und ging hinaus auf die Straße, zu den Pferden. Der älteste Bruder wollte aufstehen, ihn zu begleiten, aber Iwan hieß ihn bleiben und ging selbst mit Taraska vor das Haus. Draußen war es schon völlig dunkel, der Himmel hatte sich bezogen, ein kalter Wind strich über den Hof. Iwan stieg die Vortreppe hinunter, half seinem Jüngsten auf's Pferd, trieb das junge Füllen ihm nach und stand noch eine Weile, in die Dunkelheit schauend und hinhorchend, wie der Taraska die Dorfstraße hinab ritt, wie er alsbald mit andern jungen Pferdehütern zusammentraf, und wie sie alle zusammen aus der Hörweite fort trabten. Lange noch stand Iwan stille am Thor, und immer wieder gellt es ihm in den Ohren von der schrecklichen Drohung Gawrila's: „Nur möge er sich hüten, daß ihm nicht schmerzlicher 'was Anderes brenne . . ."

„Sich selber," sinnt Iwan, „wird er mit in's Unglück reißen. Alles umher ist pulvertrocken, dazu dieser scharfe Wind. Ob er wohl irgendwo von der Hinterseite sich anschleichen möchte, Feuer anzulegen, und schnell wieder davon; wird mir den Brand stiften, der Bösewicht, und dazu noch Recht behalten. Alle Wetter, wenn ich ihn dabei ertappte, er sollte mir nicht mehr . . ."

So fest setzte sich Iwan dieses Gräßliche in den

Kopf, daß er nicht zur Haustreppe zurück, sondern auf die Straße ging, vor seinem Thor und weiterhin verstohlen auszulauern. „Will doch 'mal einen Rundgang machen um den Hof. Wer weiß, was mir der Böse da für Streiche spielt.“ Und Iwan schritt langsam den Hof entlang. Als er um die Ecke bog, spähte er am Zaun hinab, und da schien es ihm, als bewegte sich etwas an der andern Ecke, bald sich hervorstreckend, bald wieder sich duckend. Wie angewurzelt stand Iwan, den Athem verhaltend — mit seinem ganzen Wesen in Augen und Ohren. Alles blieb still, nur der Wind fuhr raschelnd durch das dürre Laub der Sträucher und rauschte über das Stroh hin. Eben war es stockdunkel, daß auch die Hand vor den Augen kaum zu sehen, aber gleich darauf schien sich das Auge einzufinden in die Nacht: und da schaut Iwan die ganze Ecke, den Hakenpflug und das Vordach. Noch eine Weile stand er so, strengte die Augen an, doch kein Mensch war zu sehen.

„Offenbar nur so ein Flimmern vor den Augen,“ sagte sich Iwan; „aber einmal rundgehen will ich nun doch . . .“ und wie ein Dieb stahl er sich weiter am Schauer entlang. Fast lautlos trat er auf mit seinen Bastschuhen, so daß er selbst von seinen Tritten gar nichts hörte. Wie er zur nächsten Ecke gekommen, prallt er zurück: vor seinen Augen war da etwas aufgeblitzt und wieder verschwunden. Eiskalt lief es ihm über den Rücken und sein Herz klopfte zum Zerspringen; er stand wie versteinert. Nur einen Augenblick noch — und an jener selben Stelle lodert es heller auf und ist deutlich

zu sehen — daß ein Mann, niedergekauert, mit dem Rücken zu ihm, eine Fellmütze auf dem Kopfe, an der Ecke sich zu schaffen macht — ein Bündel Stroh hat er in der Hand — und er zündet es an. Immer stürmischer pochte Iwan's Herz in der breiten Brust, alle Kräfte spannte er an und bewegte sich vorwärts mit langen Schritten. Er fühlte den Boden nicht unter den Füßen. „Halt," denkt er, „jetzt soll er mir nicht entwischen, auf frischer That will ich ihn fassen!"

Noch keine drei Schritte hatte Iwan genommen, als es mit einem Mal lichterloh aufflackerte, und zwar nicht mehr an jener Stelle und auch kein geringes Feuerlein, sondern eine mächtige, hochaufzüngelnde Flamme; das ganze Stroh war ein Feuer, gerade unter dem Vordach, schon leckte die Lohe wild zum Dach hinauf: und Gawrila stand dabei, klar und deutlich war er zu sehen.

Wie der Habicht auf die Lerche — so grimmig fuhr Iwan jetzt auf sein Opfer los. — „Die Hände will ich ihm binden, diesmal soll er mir nicht davonkommen . . ." Gawrila indeß hatte ein Geräusch gehört, er blickte um sich und — weg war er im Galopp, hoppelte wie ein Hase am Schauer entlang.

„Entwischen sollst Du mir doch nicht!" brüllte Iwan und flog ihm nach.

Eben reckte er die Hände aus, den Flüchtling beim Kragen zu packen, da entschlüpfte ihm Gawrila unter den Händen, und Iwan verfing sich an einem Stangenvorstück. Die Stange brach, Iwan fiel herunter. Wie

der Blitz fuhr er wieder auf: „Zu Hülfe! fasset ihn!“ schrie er aus Leibeskräften und lief was er konnte.

Während er sich aufgerafft, hatte Gawrila den eigenen Hof glücklich gewonnen; aber auch da verfolgte ihn Iwan. Und wieder wollte er gerade nach ihm greifen, als plötzlich irgend ein Ding ihm steinhart wider das Haupt prallte, daß ihm alle Sinne schwanden. Gawrila, in seiner Noth, hatte eine Eichenstange aufgehoben, und wie der Verfolger zu ihm angelaufen, aus voller Kraft ihm auf den Kopf geschlagen.

Wie trunken taumelte Iwan, aus seinen Augen sprühten Funken, dann ward es Nacht um ihn, er sank in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, war Gawrila nicht mehr da; hell war es wie am lichten Tag, und von der Seite, wo sein Hof lag, kam ein Rauschen und Knistern, fortwährend wie der Maschine Gang. Iwan kehrte sich rasch um, und da sah er, daß sein ganzer Hinterschauer ein Raub der Flammen, der Seitenschauer auch schon feurig umzüngelt; Feuer, Qualm, glimmendes Stroh mit dem Rauch — Alles trieb der Wind auf sein Haus.

„Was ist das, Brüderchen?!“ schrie Iwan mit hohler Stimme, fuhr mit den Händen auf und schlug sich die Seiten. „Hätt' es ja nur herausziehen sollen aus dem Vordach und zertreten!“

Laut aufschreien wollte Iwan, aber das Herz in der Brust war wie geklemmt, der Athem schwer, und die Stimme kam nicht heraus. Wie der Wind hinfliegen wollte Iwan — die Füße versagten ihm den Dienst,

schurrten nur wie bleiern vor. Er ging im Schritt, kam eine Spanne vor, und wieder ging ihm der Athem aus. Mußte stille halten, nach Luft schnappen, dann konnte er weiter gehen. Indessen er den Schauer umging und bis zu dem Schadenfeuer kam, stand auch der Seitenschauer ganz in Flammen, und das Thor und eine Ecke des Hauses waren schon ergriffen; auch aus dem Wohnhaus züngelte die Flamme, und der Zugang in den Hof war gesperrt. Alles Volk aus dem Dorf war zusammengelaufen, aber dem Uebel war nicht beizukommen. Die Nachbarn retteten ihre Habseligkeiten und trieben das Vieh von ihren Höfen. Nach Iwan's Hof kam der Gawrila's an die Reihe; es erhob sich ein Wind, das Feuer zog sich auf die andere Seite der Straße. Wie mit dem Kehrbesen fegt' es das halbe Dorf hinweg.

Bei Iwan wurde mit knapper Noth der Greis gerettet, und die Andern waren herausgesprungen, wie sie gerade waren, alle Sachen im Stich lassend. Außer den Pferden in der Nachthut ging alles Vieh in den Flammen zu Grund, selbst die Hühner verbrannten auf den Sitzstangen: Wagen, Pflüge, Eggen, der Weiber Kasten, das Korn auf dem Fruchtbroden, Alles verbrannte.

Bei Gawrila wurde das Vieh gerettet und etlicher kleine Kram den Flammen entrissen.

Lange noch, die ganze Nacht hindurch, brannte es fort. Iwan stand in der Nähe seines Hofes, starrte in's Feuer und murmelte immer noch vor sich hin: „Was ist das, Brüderchen?! Hätt' ich es doch herausgerissen und zertreten!“ Doch als die Zimmerdecke seines Hauses

krachend zusammenbrach, da raste er wie toll mitten in den Brand, packte einen halbverkohlten Balken und zerrte ihn hervor aus dem Feuer. Die Weiber, solches Thun gewahrend, riefen ihn zurück, doch Iwan holte seinen Balken und ging nach einem zweiten aus — aber da wankte er und fiel in's Feuer. Sein ältester Sohn flog ihm nach und schleppte ihn heraus. Das Haupthaar und der Bart waren versengt, seine Kleider durchgebrannt, die Hände verschrammt, und er spürte es gar nicht. „Der Kummer hat ihn zum Narren gemacht," urtheilte das Volk. Die Wildheit des Feuers ließ allmählich nach. Iwan stand immer noch mit starrem Blick und murmelte wie närrisch: „Brüderchen, was ist das?! Nur schnell herausreißen . . ."

Am andern Morgen schickte der Dorfälteste seinen Sohn zu Iwan.

„Onkel Iwan, Dein Vater liegt im Sterben, er läßt Dich rufen, daß er Dich segne vor dem Scheiden."

Ganz vergessen hatte Iwan den alten Vater, und er begriff gar nicht, was man von ihm wolle.

„Was für ein Vater?" fragte er. „Und wen läßt er rufen?"

„Dich läßt er rufen, Onkel Iwan, daß er Dich segne zum letzten Mal; er ist in unserem Haus und liegt in den letzten Zügen. Eilen wir, lieber Onkel! . ." Mit Mühe erfaßte Iwan das Gesagte und folgte endlich dem Sohne des Aeltesten.

Den Greis, wie sie ihn herausgetragen, hatte ein brennender Strohbund getroffen und ihn gefährlich ver-

letzt. Man hatte ihn in's Haus des Aeltesten verbracht, in's abgelegene Vordorf. Dieses Vordorf blieb von dem Feuer verschont.

Als Iwan zu seinem Vater kam, fand er in der Stube nur noch die alte Mutter des Aeltesten, und ein paar Kinderchen auf dem Ofen. Die Andern waren beim Feuerschaden. Der Greis lag auf einer Bank, hielt eine Kerze in der Hand und warf ängstlich suchende Blicke nach der Thür. Als sein Sohn eintrat, zeigte er eine leise Bewegung. Die alte Frau trat zu ihm und sagte, daß der Sohn jetzt gekommen. Der Greis hieß ihn näher treten. Iwan folgte dem Ruf, und der Alte begann mit matter Stimme:

„Nun, armer Junge, was hab' ich Dir gesagt? Wer hat das Dorf verbrannt?"

„Er, Väterchen," sagte Iwan, „bei Gott, er, ich habe ihn dabei ertappt! Vor meinen Augen hat er brennendes Stroh in's Dach gesteckt. Nur herausreißen hätt' ich es sollen, das Büschelchen Stroh mit dem Feuer, es mit den Füßen zertreten, und gar nichts wäre gewesen . . ."

„Höre mich an, mein Sohn," unterbrach ihn der Greis: „Mein Stündlein ist gekommen, auch Dir wird es einmal kommen. Wessen ist die Schuld?"

Iwan starrte wie blöde auf den Vater und schwieg — er konnte kein Wort herausbringen.

„Vor dem ewigen Gott — sage mir: wessen ist die Sünde? Was hab' ich Dir gesagt?"

Da endlich fielen Iwan die Schuppen von den Augen und er sah wieder klar. Laut aufschluchzend sank er vor dem Vater auf die Kniee und mit thränenerstickter Stimme murmelte er: „Mein ist die Schuld, Väterchen. Vergieb mir, um Christi willen, ich habe mich versündigt vor Dir und vor Gott!"

Der Greis fuhr mit zitternden Händen über seine Brust, nahm die Kerze in seine linke Hand, mühte sich, die rechte an seine Stirn zu heben, sich zu bekreuzigen, doch er kam nicht zu Stande damit, ließ sie schlaff herabsinken.

„Lob und Preis Dir, ewiger Gott! Lob und Preis Dir, Jesus Christus!" sprach er warm bewegt — dann drehte er die Augen wieder nach dem Sohn.

„Iwan! Hörst Du mich, Iwan?"

„Ich höre, Väterchen."

„Was soll man jetzt beginnen?"

Iwan schluchzte laut.

Ich weiß nicht, Väterchen," sagte er, „wie wir nun weiter leben sollen?"

Der Greis schloß die müden Augen, bewegte wie langsam kauend den Mund, wohl seine letzten Kräfte sammelnd; dann öffnete er die Augen und sprach mit klarer Stimme:

„Ihr werdet gut leben. Mit Gott werdet Ihr leben und es wird Alles gehen . . ."

Eine Weile schwieg er; ein seliges Lächeln verklärte seine Züge. Dann sprach er wieder:

„Nur hüte Deine Zunge, Wanka, sage niemals, wer

das Feuer gelegt. Decke Deines Nächsten Sünde, und Gott wird Dir's doppelt gesegnen."

Dann nahm er die Kerze in beide Hände, faltete sie auf seiner Brust, athmete noch einmal tief, streckte sich und verschied.

Iwan sagte kein böses Wort gegen Gawrila, und keine Seele erfuhr, woraus der Feuerschaden entstanden.

Der alte Groll war Iwan aus dem Herzen, und Gawrila mußte nur staunen über die seltsame Wandlung bei dem Sommerfleckigen, und daß derselbe das arge Geheimniß gar noch hüten half. Im Anfang ging ihm Gawrila scheu aus dem Weg, aber nach und nach gewöhnte er sich in's Neue. So hörten die Wirthe auf zu streiten, und die Familien folgten ihrem Beispiel. Während der Bauzeit behalfen sich die beiden Familien in einem Hof; und als das Dorf neu aufgebaut war, die schmucken Gehöfte weiter auseinander verlegt, — blieben Iwan und Gawrila nach wie vor die allernächsten Nachbarn im alten Nest.

Fortan lebten Iwan und Gawrila schön nachbarlich, gerade so, wie ihre Väter es gehalten. Stets eingedenk ist der Bauer Tscherbakow der goldenen Lehre seines Vaters und der göttlichen Mahnung, daß man das Feuer zeitig lösche.

Und hat ihm Jemand einen Schaden gethan, da sucht er Gelegenheit, nicht an dem Schädiger sich zu rächen, sondern die Sache zum Frieden zu kehren; und reizt ihn

Jemand mit bösen Worten, da gewinnt er's über sich, nicht mit Bösem zu vergelten, sondern den Lästerer zu belehren, daß gute Worte besser fruchten. Desgleichen lehrt er auch seine Weiber und die Kinder. So besserte sich Iwan Tscherbakow und hatte mehr Freude am Leben, als in früheren Tagen.



Druck von Oswald Schmidt in Reudnitz-Leipzig.


U. C. BERKELEY LIBRARIES


C045567095



